Erinnerungen, besondere Lebensfahrten und Ansichten

des

Jakob Birrer,

gebürtig aus Luzern, wohnhaft in Zürich,

der

in seinem vierten Lebensjahre

an den Kinderblattern gänzlich blind geworden.

Nach

des blinden Mannes eigenen Angaben

getreu dargestellt und mit einigen erbaulichen Betrachtungen und Liedern von ihm selbst erweitert

von

H. Nägeli.

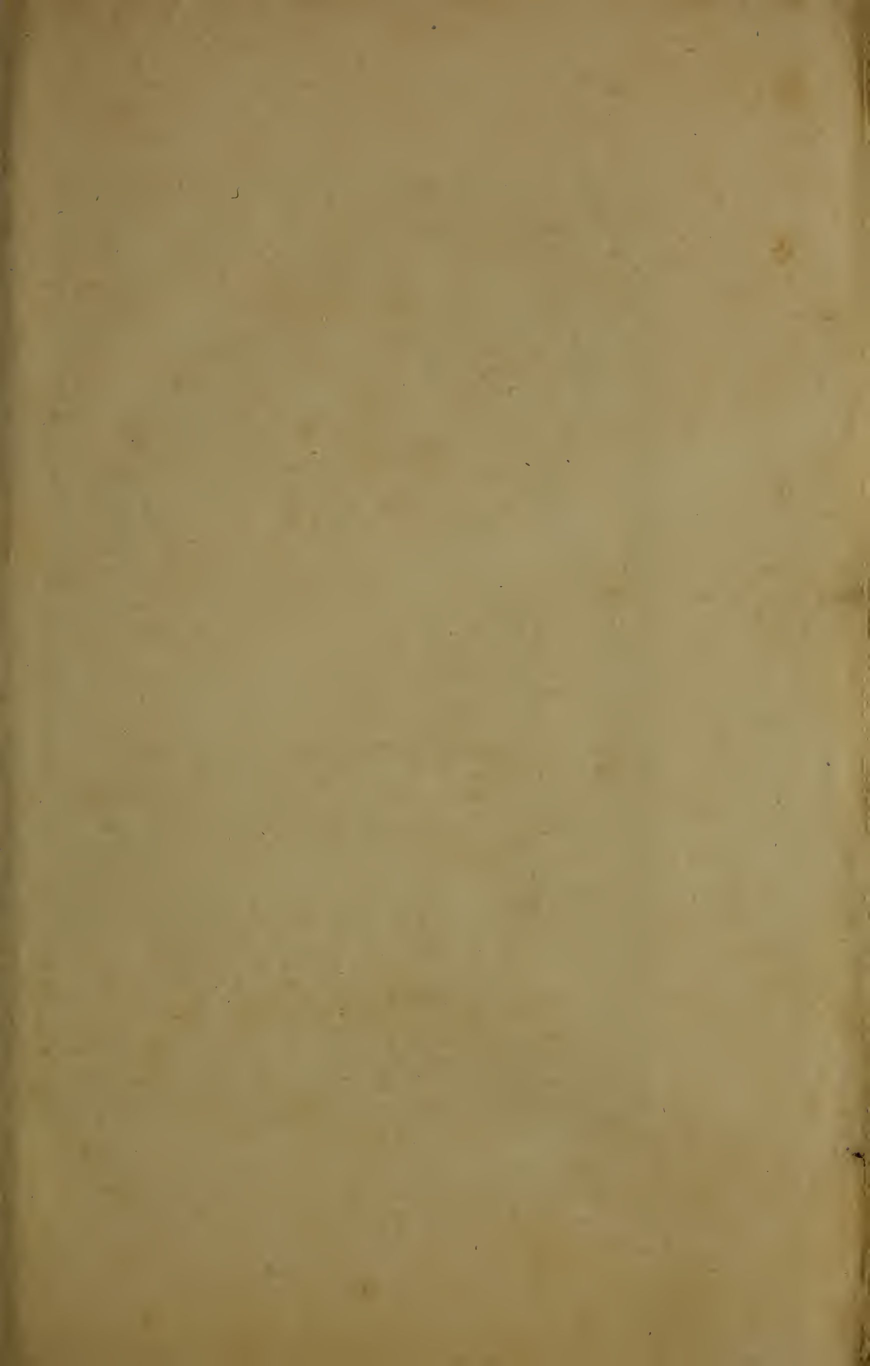
Dritte verbesserte und vermehrte Auflage.

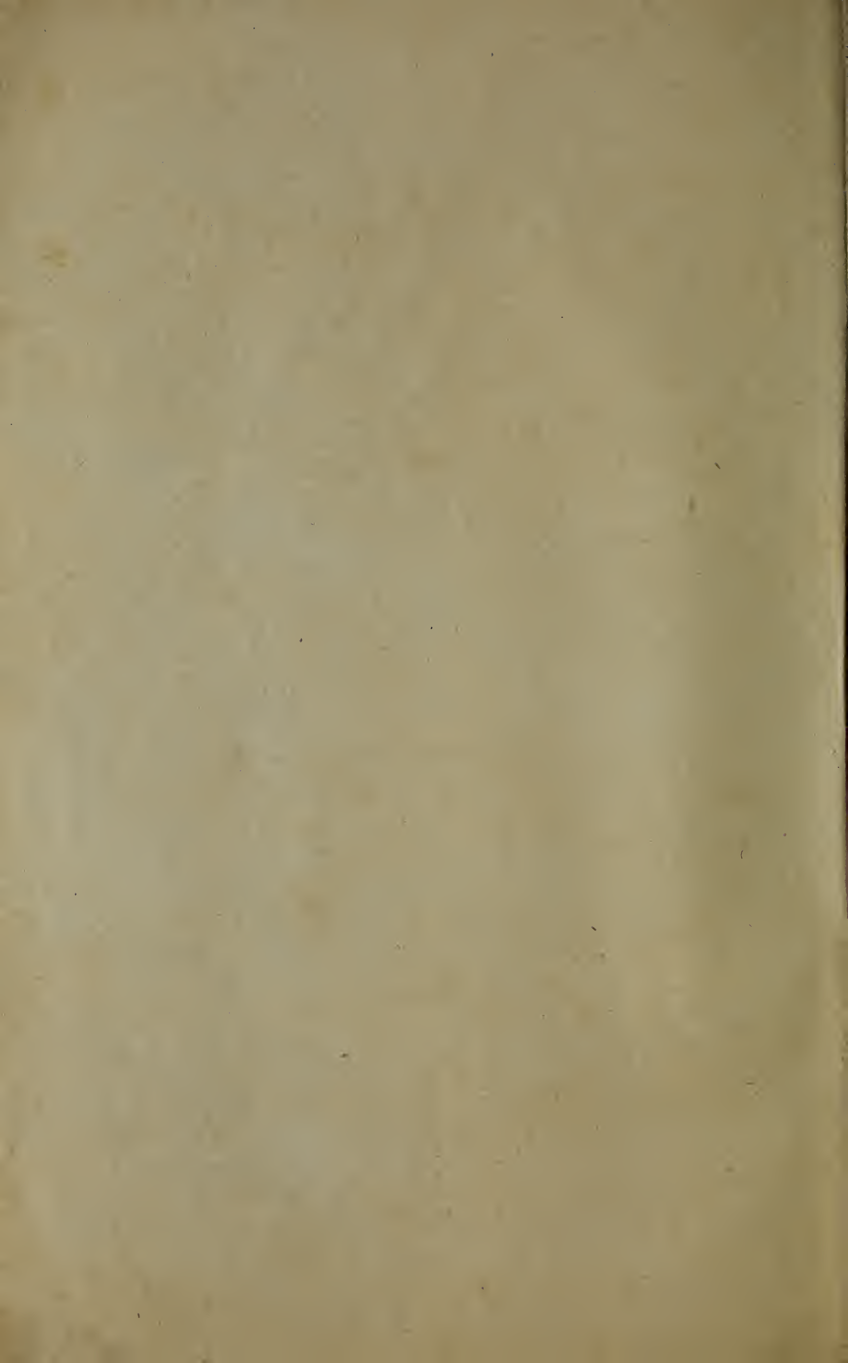
Hamburg,

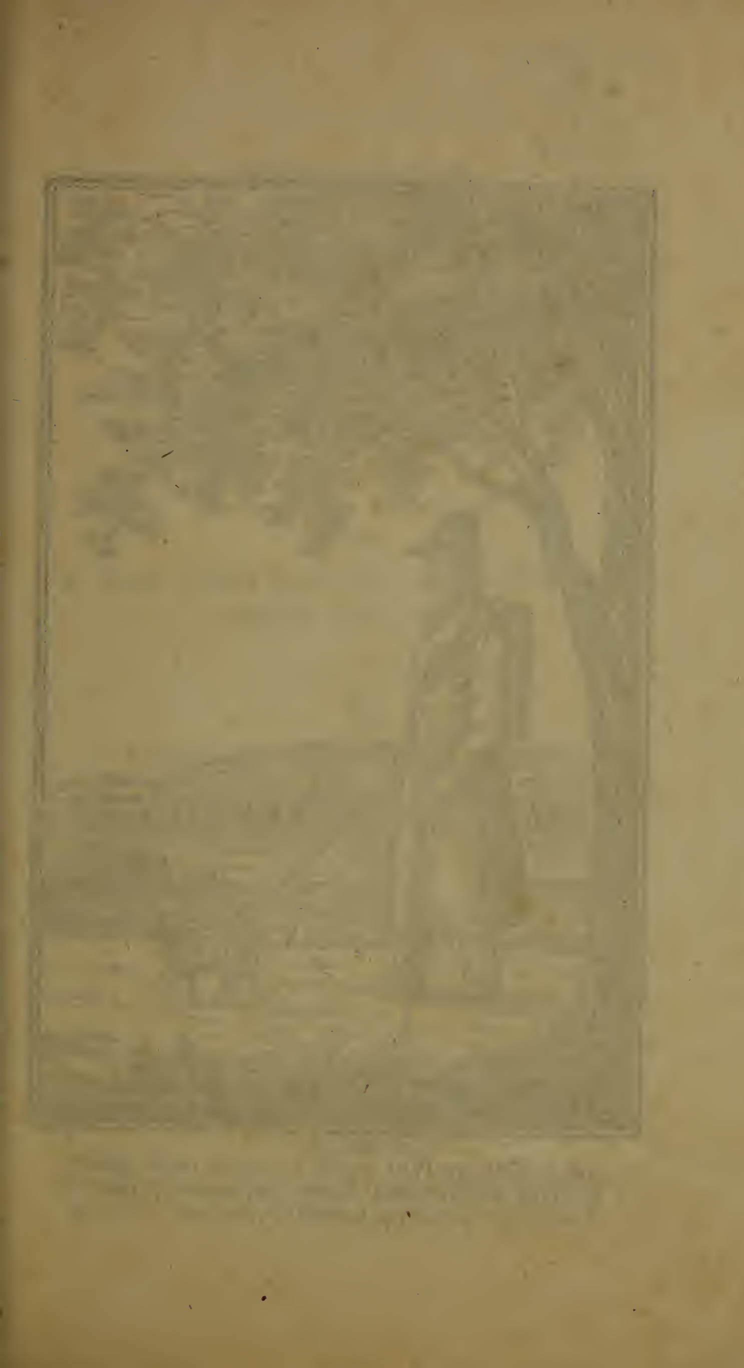
auf Kosten des Verfassers und im Selbstverlage.

1847.


EX LIBRIS
M.C. MIGEL LIBRARY
AMERICAN PRINTING
HOUSE FOR THE BLIND









Am 8. October 1847 wurde mir mein treuer Führer, der mich während fünf Jahren auf meinen Reisen in Deutschland begleitete, in Berlin entwendet. J. B.

Erinnerungen,
besondere Lebensfahrten
und
Ansichten
des
Jakob Birrer,
gebürtig aus Luzern, wohnhaft in Zürich,
der
in seinem vierten Lebensjahre an den Kinderblattern
gänzlich blind geworden.

Nach
des blinden Mannes eigenen Angaben
getreu dargestellt und mit einigen erbaulichen Betrachtungen
und Liedern von ihm selbst erweitert
von
H. Nägeli.

Dritte verbesserte und vermehrte Auflage.

Hamburg,
Gedruckt auf Kosten des Verfassers und im Selbstverlage.
1847.

Druck von H. G. Voigt.

Vorwort.

Ueberall in Gottes freier Natur ist Licht und Leben. Jedes Geschöpf erfreut sich seines Daseins. Selbst wenn Kümmernisse das menschliche Herz drücken und beengen, so pulset es leichter, wenn das Auge die große Natur betrachtet. Die vielfarbigen beblumten Auen, die Fruchtfelder mit ihren reichen Segnungen, die Berge und Thäler, die Wasserfälle, welche stäubend in's Thal hernieder gleiten und in Bächen und Flüssen lieblich durch dasselbe rieseln und fluten; die Seen, mit Schiffen bedeckt, in deren Spiegel die schönen Dörferkränze, wie auf dem weißen Tuche einer Camera obscura, sich abbilden; — auch das kummervolle Gemüth muß bei solchen Betrachtungen heiterer, fröhlicher gestimmt werden, und im geistigen Hinblick zu dem erhabenen Schöpfer der Natur ausrufen: „Herr, Du hast Alles wohl gemacht und weise geordnet; Du weißt auch, was mir gebricht, und

wirst auch mich als ein Glied der großen Kette nicht zerbrechen lassen.

All' dieses Schöne und Erhabene sieht das Auge des Blinden nicht; ihm fehlen alle Gebilde des Lichtes und der Farbe; wenn ihn Kümmernisse und Sorgen drücken, so kann ihn die Natur nicht erheitern; deßwegen verdient er unser Mitleiden und unsere Theilnahme an seinem Schicksale in hohem Grade.

Ein solches Mitleiden soll den Sehenden bewegen, den Blinden seinen Zustand schildern zu hören, wie er seine Vorstellungen und Gedanken bezeichnet, wie er das Leben betrachtet, sich Freuden schafft und Leiden trägt; wie er erfinderisch ist, um sich ehrlich durchzubringen, wenn er von Glücksgütern nicht gesegnet ist. Ueberhaupt sind die Schicksale eines Blinden für den Sehenden eben so merkwürdig als lehrreich. Von diesem Gedanken ausgehend, konnte ich es dem blinden Birrer nicht abrathen, seine Lebenserfahrungen darzustellen, welche er mir gleichsam in die Feder diktirte. So erschien im Jahre 1837 die erste Auflage dieser Schrift; sie fand in der Schweiz zahlreiche Theilnahme und setzte den blinden Mann in den Stand, einer hoffnungsvollen Tochter die nöthige Bildung zu Theil werden zu lassen, die es ihr nun möglich machen wird, ihr ehrliches Auskommen zu finden; dieselbe befindet sich gegenwärtig bei einer Schneiderin in der Lehre. Um aber das schöne Werk

noch zu vollenden und sich selbst sein Dasein zu fristen, bedarf der bedauernswürdige Blinde noch vermehrter Theilnahme edler Menschenfreunde — und es wurde ihm gerathen, eine zweite Auflage seiner Schrift zu veranstalten, um dieselbe in Deutschland selbst zu verkaufen, welchen Rath er nun befolgt und zu gütiger Theilnahme dießfalls bestens empfohlen wird. Freilich sind die Begebenheiten nicht von außerordentlicher Wichtigkeit; freilich hat der Erzähler nicht eine Ausbildung erreicht, die ihn unter den unterrichteten Blinden in die erste Reihe stellt, weil, durch ökonomische Verhältnisse bedingt, sein Aufenthalt im Blindeninstitut nur kurz war; aber gewiß gehört ihm unter denjenigen Blinden, die sich durch Muth, Kraftgefühl und große Lebensthätigkeit auszeichnen, einer der vordersten Plätze. Merkwürdig bleibt immerhin das Benehmen und das Bestreben eines Blinden, in den verschiedensten Verhältnissen, zu beobachten, und es muß wenigstens Verwunderung erregen, wenn man denselben ganz allein durch ihm unbekannte Gegenden und Ortschaften ziehen sieht, wo sich mancher Sehende kaum zurecht fände. Sein Führer auf den Reisen ist ein kleines Hündchen, dessen bewundernswürdige Dressur er in dieser zweiten Auflage (welche vielseitig vermehrt und verbessert ist) beschreibt. Die Erzählungen sind, meines Wissens, der Wahrheit getreu, — wie Birrer überhaupt ein rechtschaffener Mensch

ist. Nie ergab er sich einem unthätigen Vertrauen auf die Hülfe Anderer; auch das mühsamste Geschäft schlug er nicht aus, sobald er es nützlich betreiben zu können glaubte. In tiefem Schnee, vom Wintersturm umbraust, sah man ihn mit seinem Bücherkasten über Berg und Thal ziehen. Kein Unglücksfall konnte ihn zur Hoffnungslosigkeit niederdrücken; und wenn Andere an seiner Lage verzweifelten, fand er in seinem eigenen Nachdenken wiederum einen Plan, dessen Ausführung ihn zur größten Thätigkeit antrieb. So betriebsam, fand er die nöthige Theilnahme zum Absatz der ersten Auflage, welche überall sehr günstig aufgenommen wurde; dann zeugt der Umstand, daß er in Zürich 400, in Basel ebensoviel und in St. Gallen 200 Exemplare absetzte, welcher Umstand ihn nun auch ermuthigt, eine zweite für Deutschland zu veranstalten, um theils noch das Erziehungswerk seiner Tochter zu vollenden, theils auch die Mittel sich zu verschaffen, seine im Blindeninstitute erlernten Handarbeiten in größerem Betriebe auszuführen.

Edle Menschenfreunde Deutschlands! Wenn der arme Mann Vertrauen setzt in Eure Theilnahme und aus der hohen Gebirgsnatur, in welcher er sich, mit Blindheit umhüllt, dennoch so schöne Bilder schuf, zu Euch hinüber pilgert, so nehmet mit heiterem Worte die Schrift des armen Blinden, und reichet ihm dafür, was der Tausch bedingt. Und

wenn Eurer Viele, recht Viele das Buch sich an=eignen, wenn die Erzählungen Euch rühren und er=götzen, so erfreue Euch der Gedanke, menschliches Elend gelindert und durch Euer Scherflein einem armen blinden Manne und einer hoffnungsvollen Tochter ein fröhliches Dasein bereitet zu haben.

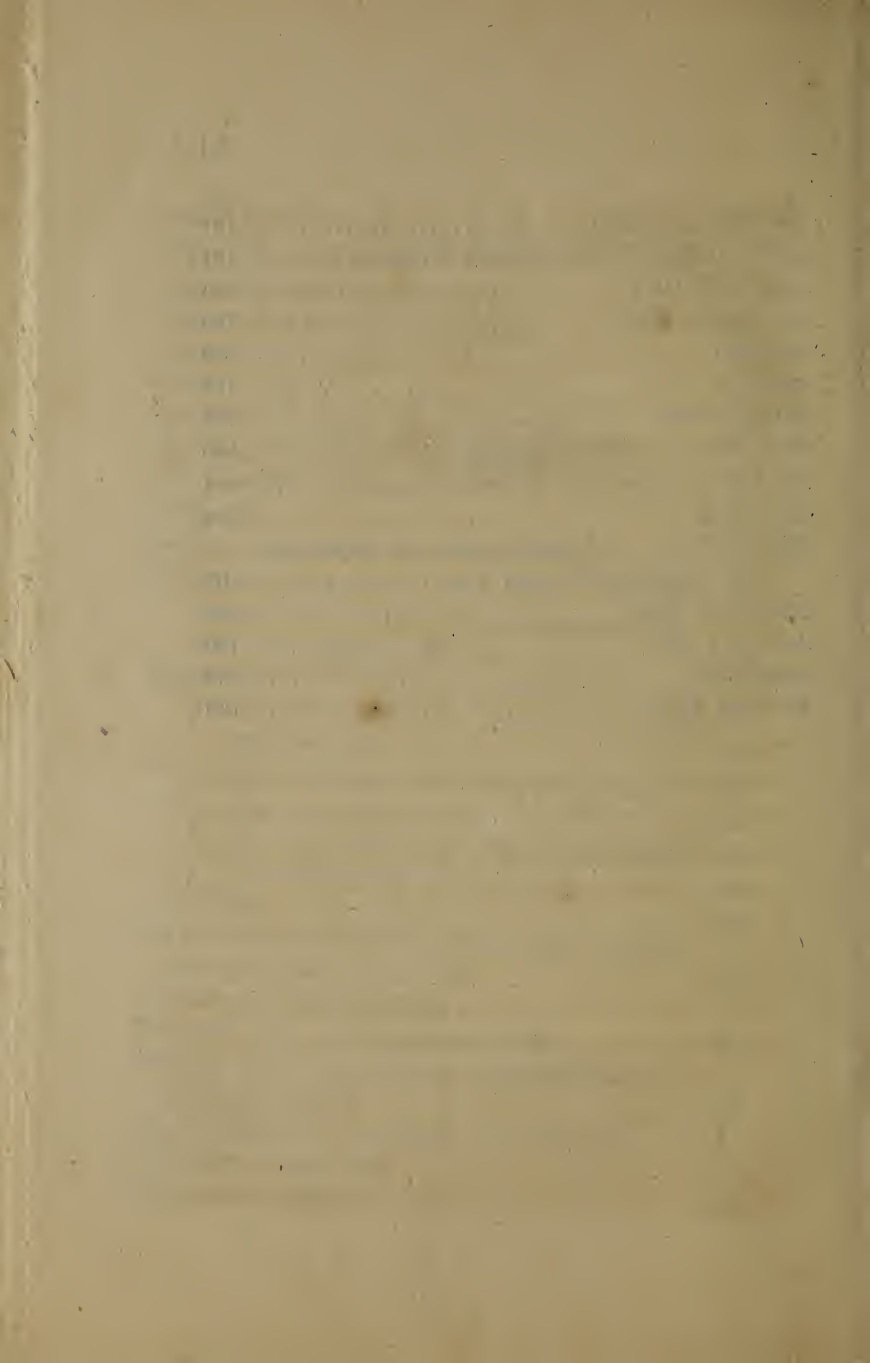
Th. Scherr,
Lehrer des Jakob Birrer.

Vorwort

zur dritten Auflage.

Der unerwartet starke Absatz in Deutschland hat es dem Verfasser möglich gemacht, eine dritte, vermehrte und verbesserte Auflage zu veranstalten. Er übergibt solche mit Vertrauen dem Publikum und mit dem Wunsche, daß recht viele Leser jeden Alters und jeder Klasse sich dadurch unterhalten und belehren mögen.

Inhaltsverzeichniß.



Mein Sturz in's Wasser.

Zu meiden jegliche Gefahr,
Braucht's nicht nur Augen hell und klar; —
Es ist, zu leiten Fuß und Hand;
Weit mehr vonnöthen der Verstand:
Und d'rum entgeht, wem's d'ran gebricht,
Auch sehend den Gefahren nicht.

Ich wurde den 22. Brachmonat 1800 zu Luthern im Kanton Luzern geboren. Von sechs Kindern, fünf Knaben und einem Mädchen, das zweitälteste, kann ich mich nicht erinnern, eines meiner Geschwister gesehen zu haben; denn die Schwester, zwei Jahre älter als ich, starb schon, als mich noch die Wiege umschloß; und obgleich vor meiner Erblindung ein jüngerer Bruder da war, den ich also gesehen haben muß, so kann ich mir doch von seinem Aeußern nicht die geringste Vorstellung machen.

Desto lebhafter schwebt folgender Vorfall, der mein junges Leben in die größte Gefahr brachte, vor meiner Seele:

Im Spätherbste 1803 spielte ich mit andern Kindern auf der Brücke, die über den reißenden Waldstrom führt, welcher, wie das Dorf, den Namen

Luthern trägt. Trotz der Warnung meiner Mutter, ja recht Sorge zu tragen zu meinem Röcklein, und mich nirgends in Gefahr zu begeben, rutschte ich verwegen auf einem der Balken herum, die auf beiden Seiten der Brücke lagen und eine Art von unvollkommenem Geländer bildeten. Von einem Kameraden ohne böse Absicht gestoßen, verlor ich das Gleichgewicht und fiel in's Wasser. Die Höhe des Sturzes betrug etwa achtzehn Fuß. Wäre ich auf Steine gefallen, die zahlreich aus dem Flußbette hervorragen, gewiß hätten sie mich ganz zerschmettert. Auf meinen Fall folgte sogleich ein allgemeines Geschrei und Hülferufen meiner kleinen Spielgenossen. Unter allen Herbeieilenden war meine selige Großmutter die erste, und sie war es auch, die sogleich, trotz ihrer Altersschwäche, in's Wasser sprang, mich glücklich herauszog und nach Hause trug. Hier legte sie mir trockene Kleider an, setzte mich auf's warme Oefelein und suchte mich zu trösten; denn ich weinte noch immer. Zwar that mir am Leibe Nichts weh; ich hatte nicht die geringste Verletzung, nicht einmal eine Beule bekommen: allein ich war so entsetzlich erschrocken, daß ich mich lange nicht erholen konnte, und noch auf dem warmen Oefelein zu ertrinken fürchtete.

Meine Erblindung.

Wie freut' ich mich der Blumenpracht,
Des Glanzes einer Sternennacht!
Ich war ein engelfrohes Kind;
Da ward ich krank, — da ward ich — blind!

An einem herrlichen Maitage des Jahres 1804 trieb mich eine ungewöhnliche Begierde, Blumen zu pflücken, in's Freie hinaus. Ich wurde an diesem Tage des Blumensammelns nicht satt, und setzte es fort, bis der Mond aufging und die Sterne funkelten. Da erhob sich mein Auge zum Himmel und konnte sich an dem Schimmer der Sterne so wenig satt sehen, als an der bunten Pracht der Blumen. Vielleicht hätte ich über dieser Betrachtung das Heimgehen ganz vergessen und im Freien übernachtet, wäre nicht der Vater endlich zu mir auf die Wiese herausgekommen, um mich nach Hause zu holen. „Was hast du doch," redete er mich an, „so zu staunen und an den Himmel hinaufzuschauen? Mach', daß du jetzt unter's Dach kommst!" „Ja, ja, ich komme, Vater," war meine Antwort; „ich habe gar viele und schöne Blumen gefunden, beide Hände voll, und jetzt besetzt der Herrgott gar noch den Himmel mit Blumen. Sieh nur dort, jene große am Ende

des Himmels, und die vielen kleinen, alle gelb wie Gold!" Jetzt war ich zum letzten Male als ein Sehender im Freien gewesen, hatte zum letzten Male den Anblick der blumenreichen Wiesen und des gestirnten Himmels genossen, und manchmal sagten nachher meine Eltern, wenn von meiner sonderbaren Stimmung an jenem Tage die Rede war: „Gewiß lag in dem Knaben eine unbewußte, geheime Ahnung des bevorstehenden Unglücks!" Und was für ein Unglück stand mir denn bevor? Kein anderes, als blind zu werden, gänzlich blind für mein ganzes Leben. Schon am Morgen nach jenem Abend war mir ganz unwohl; es stellte sich heftiges Fieber ein, und die Blatternkrankheit, welcher damals bei uns noch nicht durch Impfung der Kuhpocken vorgebeugt wurde, streckte mich auf das schmerzhafteste Krankenlager. Was ich während sechs Wochen litt, ist nicht auszusprechen. Wer die Narben sieht, welche die Blattern auf meinem Gesichte zurückgelassen haben, ist schon dadurch überzeugt, daß ich von der heillosen Blatternseuche schrecklich mitgenommen worden bin. Aber ach! dieß ist nicht das einzige Merkmal, welches sie mir zurückgelassen hat. Schaut mir in die Augen, ihr Sehenden! Da, wo bei euch der helle Stern glänzt, da, wo bei euch der schwarze Kristall im Lichtgenusse schwelgt, da sitzen bei mir graue Flecken und hüllen meine Augen in völlige Finsterniß. Ach, das haben

mir die abscheulichen Blattern gethan; sie haben mich blind gemacht! Nun, ich trage gelassen, was Gott über mich verhängt hat, und preise ihn, daß er die Menschen ein Mittel finden ließ, das Ungeheuer unschädlich zu machen, welches mir die Augen verfinsterte.

Meine Erinnerungen aus der Zeit des Sehens.

Ich habe schon oben gesagt, daß ich mir das Aeußere des vor meiner Erblindung lebenden Bruders nicht mehr vorzustellen vermöge, und füge nun hinzu, daß ich hinsichtlich meiner Eltern ganz im gleichen Falle bin. Dieses ist mir selbst um so auffallender, da sich doch das Bild einiger Personen, die ich weit seltener sah, als Eltern und Geschwister, in mir erhalten hat; ich erkläre mir indeß die Sache dadurch, daß diese Personen durch irgend Etwas einen starken, bleibenden Eindruck auf mich machten. Daß ich mir die Schwester meines Vaters noch so gut vorstellen kann, kommt gewiß daher, weil sie, wie ich jetzt, ein blatternnarbiges Gesicht hatte, welches ihr der kleine Neffe mit den Augen aufmerksam

besah, und wohl auch auf ihrem Arme mit den Fingerchen betastete. Auch der damalige Pfarrer unserer Gemeinde schwebt mir recht deutlich vor. Er kam bisweilen in unser Haus uud traf mich Kleinen nicht selten wild auf dem Tische herumtanzend an. Dann erschreckte er mich durch allerlei Drohungen. Es ist mir, ich höre ihn noch jetzt zu mir sagen: „Nimm dich in Acht, muthwilliger Joggeli; sonst komme ich einmal mit einer Maus und hänge sie dir an die Stirne.“ Von da an fürchtete ich den geistlichen Herrn ärger, als ein gebranntes Kind das Feuer. Sah ich ihn auf der Straße nur von Ferne, so lief ich davon wie ein verfolgtes Reh, oder versteckte mich hinter ein Gebüsch. Mit großer Aufmerksamkeit betrachtete ich die Bilder der h. Maria und des h. Joseph, welche bei Prozessionen herumgetragen wurden; ebenso das an der Außenseite der Kirche gemalte Bild des großen Christoph, und diese todten Personen alle drei stehen noch jetzt lebendig vor meiner Seele.

Als ich noch sah, richtete ich oft die Blicke dahin, wo der ferne Rücken des Napfes, des höchsten Berges in unserer Nähe, das Himmelsgewölbe zu tragen scheint, und ich erinnere mich deutlich, wie oft ich zu meinem Vater sprach: „Geht doch einmal mit mir dorthin, an's Ende der Welt, daß wir in den Himmel hineinschauen können!“ Auf dem Napf

bin ich seither gewesen, habe aber nicht in den Himmel hineingeschaut; denn ich war blind. Indessen wurde meinen sehenden Begleitern das Glück eben so wenig zu Theil.

Die blaue Decke über mir hielt ich ganz bestimmt für den Fußboden des himmlischen Saales, und meine Sehnsucht, auf diesem blauen Boden mit den Engelein herumzutanzen, hat denn auch die Vorstellung von Himmelblau deutlich in mir zurückgelassen. Ueberhaupt sind mir alle Farben noch ziemlich in Erinnerung, besonders aber die der Blumen; denn sie zu pflücken und zu betrachten, war meine größte Freude, die ich nach meiner Erblindung mit Schmerzen entbehrte.

Heilungsversuche.

Kaum hatte ich mich von der Blatternkrankheit erholt, so ging mein besorgter Vater mit mir nach Zürich zu Herrn Stadtarzt Meier, den er als ausgezeichneten Augenarzt hatte rühmen hören, und fragte ihn um Rath und Hülfe. Da Herr Meier einige Hoffnung machte, so miethete der Vater ein Zimmer, um so lange mit mir in Zürich zu bleiben, als der

Arzt es nöthig fände. Dieser fing nun an, mich, wenn nicht zum Sehen, doch zum Weinen zu bringen. Sobald ich ihn herankommen hörte, klopfte mir das Herz und ward mir angst und bang. Mit einer Feder strich er mir Tropfen in die Augen und blies pulverisirten Zucker hinein, was entsetzliches Brennen verursachte. Gleichwohl paßt leider die sprüchwörtlich gewordene Aeußerung: „Es schmerzte mich so sehr, daß ich das Feuer in Holland sah," nicht auf mich, denn zum Sehen wollte es nie kommen. Nach zwei schmerzenreichen Monaten und nach aufgegebener Hoffnung von Seite des Arztes kehrte der bekümmerte Vater mit mir in die Heimath zurück. Von nun an suchten wir uns in die Nothwendigkeit, daß ich blind bleiben müsse, zu schicken. Da man dachte, es sei mir eben nicht zu helfen, so sah man sich auch ferner nicht nach Hülfe um. Doch als in meinem neunten Jahre die erfreuliche Nachricht kam, der unübertreffliche Augenarzt Tadini von Paris sei in Luzern angelangt, und werde auch in Willisau Augenoperationen vornehmen: da faßte mein Vater wieder ein wenig Muth und Hoffnung, und ging zu dem Wunderdoctor hin, der den besten Erfolg prophezeiete. Obgleich ein unbemittelter Bauersmann, scheute der Vater hier die größten Kosten nicht. Sogleich verkaufte er eine Kuh aus dem Stalle, um dem Tadini sieben Louisd'or, als erste Hälfte der

verlangten Summe von vierzehn Louisd'or, geben zu können. Tadini operirte mir das rechte Auge, machte sich aber schon am folgenden Tage mit den sieben erhaltenen Louisd'or aus dem Staube und gab sich als einen Betrüger zu erkennen. Die verfehlte Operation ließ eine schmerzliche Entzündung zurück, die erst nach mehreren Wochen wich. Es ist doch schrecklich, wenn man sein Geld hingeben muß, um unnütze Schmerzen leiden zu dürfen. Dieses war der zweite und letzte Heilungsversuch gewesen.

Die ersten Jahre meiner Blindheit,

oder:

Wenn nichts die Hände schaffen
Muß auch der Geist erschlaffen.

Nachdem ich des köstlichen Augenlichts beraubt war, begann für mich armen Knaben eine bedauernswürdige Lebensperiode, eine Zeit leiblicher und geistiger Unthätigkeit, die sich erst mit dem achten oder neunten Jahre nach und nach verlor, als mein Vater anfing, mich zur Arbeit mit in's Freie zu nehmen, und zugleich ein innerer Trieb, eine ge-

wisse Unruhe und Neugierde, mich zum Gebrauche meiner Glieder und Sinne anreizte. Gleich nach meiner Erblindung aber führte ich ein eigentliches Pflanzenleben. Wie eine Pflanze, war ich an einen Fleck gebannt, nnd ließ mir, um alles unbekümmert, von der Hand der Mutter des Leibes Nahrung zuführen. Mich mit irgend etwas zu beschäftigen und mich in die Schule zu schicken, wo ich durch bloßes Zuhören viel hätte gewinnen können, fiel den Eltern nicht ein; denn sie wußten eben nicht, wie gut und nützlich das für mich wäre. An Stoff und Mitteln zu meiner Beschäftigung hätte es gewiß nicht gefehlt. Ich hätte Charpie zupfen, Erdäpfel schälen und abkeimen, Obst zerstückeln, Bohnen pflücken, abmachen und aushülsen, die Nüsse von der äußern, grünen Schale befreien und die Kerne herausnehmen können, nebst so vielen kleinen Geschäften, welche die Hausführung und der Jahreslauf mit sich bringen. Allein meine Eltern meinten, ich könne als Blinder in diesen Jahren noch gar Nichts zu Stande bringen: auch sei der Gebrauch von Werkzeugen, ja selbst das Herumgehen mit allzu großer Gefahr für mich verbunden; sie bedienten mich daher in manchen Dingen, die ich selbst hätte verrichten können. So währte es lange, bis ich mich an- und auskleiden und bei'm Essen mich selbstständig benehmen konnte. Leider weiß ich aus Erfahrung und durch Vorlesen aus Büchern,

daß so selten die Eltern blinder Kinder diese zweckmäßig zu erziehen und zu behandeln wissen. Namentlich wird die Uebung der Finger bei vielen Blinden so sehr vernachlässigt, daß sie später nicht mehr oder nur sehr mühsam Handarbeiten erlernen können und die befühlten Gegenstände viel unrichtiger beurtheilen, als ein Sehender mit geschlossenen Augen thun würde. Als Beleg führe ich eine Tochter in Luzern an, die ich vor einigen Jahren das Verfertigen von Winterschuhen lehren sollte. Es gelang mir aber nicht; denn ihre Finger waren ganz steif und schlaff wie ein Handschuh, und so gefühllos, daß sie nicht einmal die Sohle des Leisten von dem Riste unterscheiden konnte. Dieß fällt jedoch weniger der Tochter, als ihren Eltern zur Last, da die Eltern dieselbe in ihrer Kindheit zu wenig zu irgend einer Handarbeit anhielten. Dahingegen zeigte diese Tochter desto mehr Talent in wissenschaftlicher Beziehung, besonders aber viel Sinn und Geschick für Musik. Fast eben so ungeschickt war einer meiner Mitschüler in der Blindenanstalt zu Zürich, mit dem daher die übrigen Zöglinge nicht selten Späße trieben. Ich erinnere mich besonders des folgenden, der freilich den Thätern keine Ehre macht. Da wir wußten, daß er durch's Gefühl die Brodrinde und Baumrinde nicht von einander unterscheiden konnte, so strichen unser Zwei ihm einmal süße Butter auf Tannenrinde

und warteten ihm damit auf. Froh und hastig biß er in seine Lieblingsspeise und sagte sogleich: „Die Butter ist recht gut, nur das Brod etwas hart." Erst nachdem er den genommenen Bissen zermalmt hatte, wurde er durch seinen Geschmack, der eben auch nicht sehr subtil gewesen sein muß, über das belehrt, was ihm seine Fingerspitzen hätten sagen sollen. „Ei ihr Spitzbuben," schrie er etwas unwillig, indem er die Leckerei ausspie, „nun merke ich, ihr habt mir Butterrinde statt Butterbrod gegeben. Ein andermal esset sie nur selbst!"

Dem nämlichen wandte ich einmal den Rock um, so daß das Futter auswendig erschien; aber er legte ihn an, ohne zu fühlen, daß er verkehrt sei. Es mußte ihm erst gesagt werden, sonst wäre er so ausgegangen.

Strenge Arbeit.

Sehende Kinder gehen naturgemäß vom Spielen nach und nach zum Arbeiten über. Bei mir fand ziemlich das Umgekehrte und also das Verkehrte Statt. Erst nachdem mein Vater angefangen hatte, mich

auf's Feld und in's Holz mitzunehmen, damit ich ihm Dieses und Jenes helfe, erwachte in mir Muth und Lust, auch sonst mich draußen zu bewegen, mich zu den sehenden Jugendgenossen zu gesellen und mich mit ihnen herumzutummeln, so gut es ging.

Mein Vater, ein abgehärteter Mann, der, trotz seiner Liebe zu den Kindern, doch keines zu einem Weichling werden ließ, schleppte mich in strengster Winterszeit auf einem Schlitten oder Karren, oft auch auf seinem Rücken in den Wald. Der Weg dahin war manchmal so gefährlich, daß der Vater erst mit dem Beile Fußtritte einhauen mußte, was er hauptsächlich auch aus Sorgfalt für mich that. Im Walde mußte ich ihm dann Tage lang Holz sägen helfen, welches er theils für den Hausbedarf, theils aber besonders zum Verkaufe alle Jahre reichlich fällte. Wirklich diente ich bei dem Holzsägen dem Vater so gut als ein sehender Knabe; er brauchte die Säge nur gehörig zu stellen und zu richten, dann ging das Uebrige auf's Beste von Statten. An Ausdauer und Unverdrossenheit wäre mir kaum ein Sehender meines Alters gleich gekommen.

Diese Arbeit, obgleich etwas zu hart und anhaltend für mein Alter und meine ungeübten Arme, hatten aber eben den Vortheil, das Versäumte in meiner körperlichen Entwickelung nachzuholen, mich auf die Beine zu stellen, und mir zu zeigen, daß

die Arme zu etwas Anderem da seien, als sie hängen zu lassen.

Kindereien.

Jetzt fing ich an, mich mit meinen Jugendgefährten im Freien zu unterhalten und zu belustigen. Da man uns gesagt hatte, die kleinen Kinder seien vor ihrer Ankunft in alten Stöcken umgehauener Bäume verborgen, wo die Kindlifrau sie zur gehörigen Zeit abhole, so beschlossen wir, die Wahrheit dieser Aussage einmal zu prüfen. Wir gingen also hinaus, bis wir zu einem solchen Stocke kamen. Ich mußte das Ohr auf den Stock legen und horchen, während die Uebrigen um den Stock herumgingen und auf die hervorstehenden Wurzeln stampften, um das Kindlein drinnen zu wecken oder gar hinauszujagen. Begreiflich verursachte das Trampeln ein eigenthümliches Geräusch, welches aus dem Innern des Stockes dumpf in mein Ohr drang. Somit war erwiesen, daß sich da drinnen etwas rege, ein Brüderlein oder Schwesterlein von Einem unter uns. Als Einer nach dem Andern durch eigenes Horchen zur nämlichen Ueberzeugung gekommen war, so kehrten

wir befriedigt nach Hause zurück und meldeten unsern Eltern, daß wir nun wirklich selbst einen Kindliort aufgefunden hätten.

Aber nicht in Allem war ich so gläubig, wie in diesem Punkte. Wenn im Frühling der Kukuk (an andern Orten der Osterhase) uns Eier in den Garten legte, so fiel es mir auf, daß diese Eier ganz kalt waren, da ich doch die frisch gelegten Hühnereier allemal warm gefunden hatte. Aus dieser Betrachtung entstand zuerst die Vermuthung und nachher die Gewißheit, daß die Mutter selbst kalte Hühnereier hingelegt habe. Da möchte ich den Eltern, die ihre Kinder durch den Kukuk oder den Hasen erfreuen wollen, den Rath ertheilen, die Ostereier vor dem Hinlegen zu wärmen. Vielmehr aber drängt sich mir die Frage auf: Ist es überhaupt gut und zweckmäßig, den Kindern unwahre Dinge vorzuspiegeln? Da sie der Sache doch einmal auf den Grund kommen, so ist es, als ob man ihnen Anweisung gäbe, wie man die Dinge verblümen und verdrehen, wie man lügen könne. Können die Eltern auf unmittelbarem Wege, ganz von sich aus, nicht eben so gut die Kinder erfreuen und vielleicht deren Liebe noch mehr gewinnen? Ist es nicht besser, die Kinder halten das Empfangene für ein unmittelbares Geschenk der liebenden Eltern, als wenn sie sich blos

des gütigen Kukuks und des freigebigen Klaus erinnern.

Da mir gerade das Wort Klaus entfallen ist, so will ich den Lesern auch noch etwas von ihm erzählen. Bei uns hieß es, im Sommer sei er im Himmel; gegen den Winter aber lasse er sich auf die Erde nieder und gehe unsichtbar von Haus zu Haus, um die Kinder zu belauschen und den Grad ihrer Folgsamkeit und Frömmigkeit abzumessen. Wie klug haben doch die Alten die Sache ausgedacht, um ihre Jungen meistern zn können, wenn die kalten, kurzen Tage das kleine Volk einhäuseln! Da ging es dann an ein Beten über Kopf und Hals, nicht mit dem Herzen, sondern mit der Zunge. Wer in der gleichen Zeit die meisten Gebete hersagte, war der frömmste und wurde vom Klaus am besten bedacht. Je näher daher die Weihnacht kam, desto schneller, wenn auch nicht desto andächtiger, ließen wir die Rosenkränze von unsern Lippen rollen; wir hatten's ja vom Stück; die Zahl von Gebeten, die Jedes ableierte, wurde aufgezeichnet. Sobald Eines wieder zehn Rosenkränze ereilt hatte, so durfte es sich auf einen hölzernen Stab ein Kreuz schneiden. Diese Stäbe wurden dann als Zeugniß dem Klaus vorgewiesen. Einmal sagte die Mutter, sie zweifle sehr, ob auch dießmal der Klaus uns Kuchen backen werde, denn er finde hier kein dürres Holz. Sogleich

eilte ich zu einem Nachbar und bat ihn um einen Arm voll dürres Holz. Er entsprach mir gerne; ich trug fröhlich das Holz heim und meinte am Morgen darauf, als die Mutter uns Klauskuchen aufstellte, man hätte diese größtentheils mir zu verdanken.

Die erste Wanderung ohne Führer.

Mit dem eilften Jahre trat die Zeit meines Kommunionsunterrichtes ein. Mein jüngerer Bruder mußte mich zu dem, eine halbe Stunde weit entfernten, Pfarrhause begleiten. Mit dem angestrengtesten Eifer benutzte ich diese Religionsstunden. Ein gutes Gedächtniß unterstützte meine Aufmerksamkeit; und ohne mich der Unbescheidenheit schuldig zu machen, darf ich sagen, daß ich die meisten der sehenden Mitschüler übertraf. Nicht selten, wenn Einer nicht antworten konnte, wurde mir vom Pfarrer zugerufen: „Seh, Joggeli, säg' ehm's du!" Gerade meine Blindheit war es, die mich vor jeder Zerstreuung bewahrte; kein äußerer Gegenstand unterbrach meine Aufmerksamkeit, und wohlthätig empfand der so lange brach gelegene Geist die auflockernde Hand des Seel-

sorgers. Keine Witterung war mir zu ungünstig, wenn es die Unterweisung galt. Als es einmal so stürmisch und regnerisch war, daß mein Bruder mich nicht begleiten und auch die Eltern mich nicht gehen lassen wollten, so begab ich mich in die Hinterstube und stieg dort unbemerkt zum Fenster hinaus, um die Wanderung nach dem Pfarrhause allein anzutreten. Ein langes Scheit vertrat mir die Stelle eines Stockes, und obgleich der Weg nicht ganz gefahrlos war, auch über eine Brücke und einen Steg führte, so kam ich doch ganz unversehrt, aber freilich durch und durch naß, am Orte meiner Bestimmung an.

Der blinde Kletterer, Vogelfänger und Fischer.

Nach dieser Wanderung ohne Führer ging ich fortan immer allein zur Unterweisung, machte Gänge dahin und dorthin und hatte die frühere Schüchternheit und Besorgniß bei'm Gehen ganz verloren. Von Tag zu Tag wuchs mein Muth, und mit ihm die Neugierde und der Thätigkeitstrieb. Ich bestieg die höchsten Eschen, um sie zum Besten meiner Ziegen

ihrer Blätter zu berauben. In der Kirschenzeit kletterte ich wacker auf den fruchtreichen Bäumen herum, und wenige Kirschen entgingen den scharfen Augen meiner Fingerspitzen.

Aber ich bestieg die Bäume nicht nur um ihrer Blätter oder Früchte willen, sondern auch, um den armen Vögelein, die darauf genistet, ihre Jungen zu rauben. Daß das eine Grausamkeit sei, wußte ich eigentlich nicht einmal. Man hatte mir nie gesagt, daß die Thiere eben so gut, als der Mensch, Schmerzen empfänden, und daß es Sünde wäre, Thiere auf irgend eine Weise zu quälen. Wie heilsam ist es daher, daß die Kinder heutzutage auch hierüber belehrt werden! Gewiß werden der Thierquäler immer weniger sein. Man wird keine Freude nicht mehr daran finden, den Fliegen die Beine abzureißen, die Bremsen lebendig an Halme zu stecken, und die Vogelnester werden sicher bleiben vor der Hand muthwilliger Buben. Zu meiner Zeit aber war das Ausnehmen von Vogelnestern noch sehr im Schwange, und ich Blinder in diesem Punkte weder der Gleichgültigste noch der Ungeschickteste. Einst waren mein jüngerer Bruder und ich im Walde! da hörte ich ein Zwitschern junger Vögel, die nach Futter schrieen, hörte auch die Alten herbeifliegen und den Jungen Speise reichen. Ich rief meinem Bruder, der sich ein wenig entfernt hatte, herbei

und fragte ihn, ob er nicht auf einem nahen Baume ein Vogelnest sehe. „Ja,“ antwortete er, „auf dieser Tanne da sind drei Nester; ich sehe Winterstaaren ein- und ausfliegen.“ Kaum hatte er dieses gesagt, als ich mich anschickte, die Tanne zu erklettern. Das gelang mir bald und leicht. Ich entdeckte alle drei Nester nach einander; in jedem waren fünf junge Staaren, die ich auf den Boden fallen ließ, wo mein Bruder sie aufzufangen hatte. Aber drei der armen Thierchen fanden schon im Hinunterfallen den Tod. Mit dem Dutzend der Lebenden wanderten wir triumphirend heim. Wir thaten alles Mögliche, um die lieben Vögelein recht fett und froh zu machen, und doch senkte eines nach dem andern sein Haupt, bis nach vier Tagen kein einziges mehr lebte. Wir hatten ihnen die Eltern nicht ersetzen können, die vielleicht Tage lang in traurigem Getöne den Raub ihrer Kinder bejammerten.

Am Abend eines Sommertages kehrte ich von einem ziemlich weiten Gange nach Hause zurück. Unterweges fiel mir ein, in der Luthern zu baden. Ich wählte dazu einen Platz, etwa drei Viertelstunden unterhalb des Dorfes. Hier war das Wasser ziemlich tief und ganz still, weil der Hauptstrom als Mühlekanal abgesondert dahinfloß. Während ich nun im Wasser war, fühlte ich mich häufig berührt,

als ob Jemand mich kitzeln oder kneipen wollte. Ich dachte, daß dieses von Fischen herrühre, die mich umschwärmten. Sobald nun wieder einer an mich stieß, suchte ich ihn zwischen die Hände zu bekommen. Endlich, nach manchem vergeblichen Haschen, packte ich einen ziemlich großen, der, trotz seiner Glätte und seiner Anstrengung, sich nicht herauswinden konnte, da ich ihn an einen Balken des Dammes hindrückte. Nun aber war die Frage, wie die Beute aufzubewahren sei, bis ich mich angezogen hätte. Nach rascher Ueberlegung kam ich auf den Einfall, meinen Fisch in einen Schuh einzusperren, den ich mit einem platten Steine bedeckte, um dem Gefangenen das Entwischen unmöglich zu machen. Als ich nun angekleidet war und nach dem fehlenden Schuh griff, stieß ich unvorsichtiger Weise so an denselben, daß er sich nicht nur umwälzte, sondern, wie der Fisch, sein Heil im Wasser suchte, wo ich ihn nicht mehr finden konnte. Das widrige Begegniß ärgerte mich nicht ohne Grund; denn

Ohne Fisch und ohne Schuh
Ging es nun der Heimath zu.

Doch zog ich mir aus dem mißlungenen Fischfang eine Lehre, die mehr werth ist, als ein Fisch. Sie heißt ungefähr also:

Wer's Lachen bis an's Ende spart,
Der ist ein Mann von weiser Art.

Oder:

Gelang es dir, ein Glück zu fischen,
So denke stets, es kann entwischen.

Mein Aufenthalt beim Großvater.

Schon als Knabe hielt ich mich oft und gerne bei meinem Großvater von mütterlicher Seite auf, welcher als geschickter Arzt im nämlichen Dorfe wohnte und mich sehr gerne um sich hatte. Oft sprach er zu mir: „Joggeli, wenn du sähest, so müßtest du mir ohne anders ein Arzt werden.“ Dazu hatte ich selbst große Lust, daß ich, meiner Blindheit ungeachtet, anfing, mich mit den Geschäften meines Großvaters soweit bekannt zu machen, als mein Zustand es mir erlaubte. Ich zerschnitt und sortirte Kräuter, stampfte Wurzeln zu Pulver und ließ mich sogar in die Verordnung und Ablieferung von Arzeneien ein. In freien Stunden las mir der Großvater ärztliche Bücher vor und gab mir auch viele mündliche Erklärungen. Dadurch kam

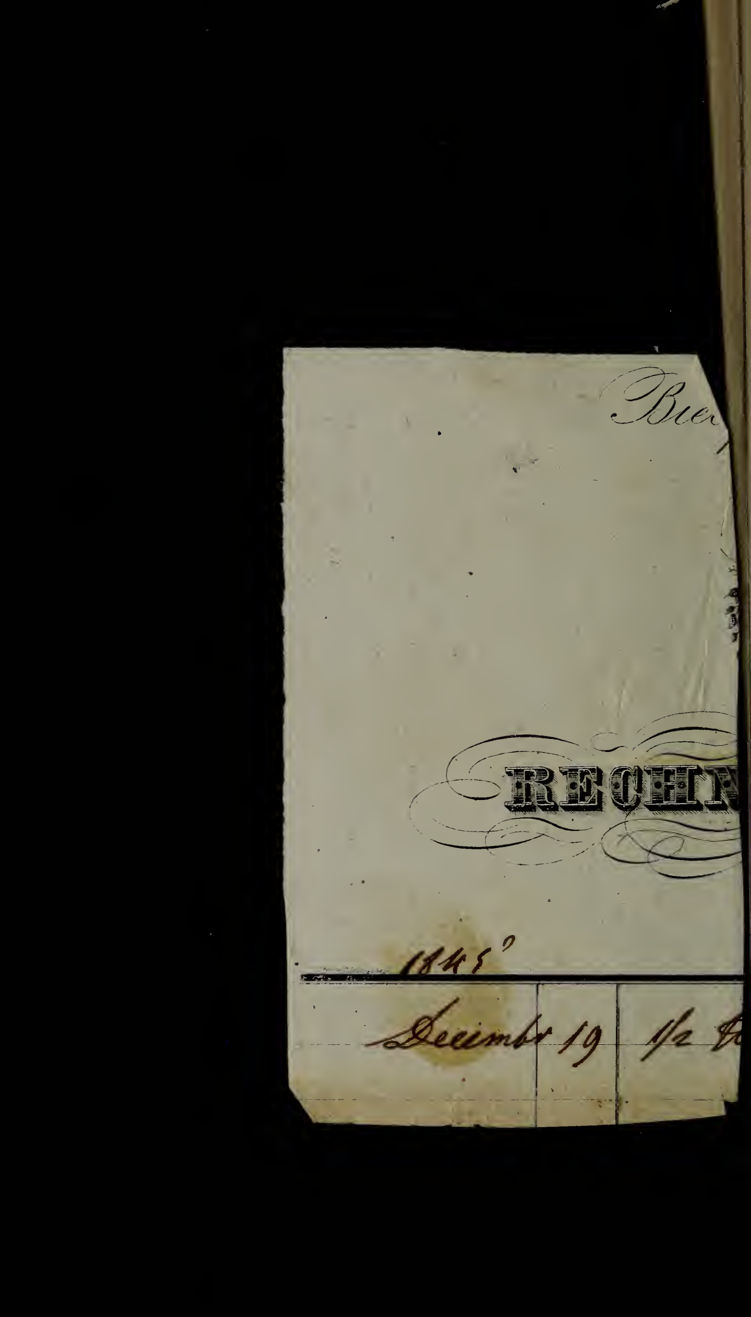
4 . 28 .
28 . 9
18 26 . 9

13 . 12
9 . 20
28
5 . 10
31 . 10 .

360
12
720
360
4320

4320
000

12
30
360 1000


Bie
RECHN
1845
December 19
1/2

ich nicht nur in den Besitz von mancher ärztlichen Kenntniß, sondern wurde überhaupt geistig angeregt und zum Nachdenken über so manche Dinge geführt, die vorher meinem Verstande noch fremd oder gleichgültig gewesen waren.

Aus dieser Zeit, wo ich so ziemlich die Rolle eines Arztgehülfen spielte, hat sich in meinem Gedächtniß manches lächerliche Anekdötchen erhalten, wovon ich den lieben Lesern einige aufzutischen mir erlaube.

Eine Bauerntochter, der ich eine Laranz verabreicht hatte, steckte diese in ihren Brustlatz und ging so nach Hause. Unterwegs aber — was ich gleich nachher von Jemanden zufällig vernahm — rutschte ihr die gläserne Flasche vorn zwischen Rock und Hemd hinunter und zerbrach auf dem Boden, so daß die Mixtur gänzlich herausrann. Sie kam aber nicht zurück, um neue Arznei zu holen; entweder schämte sie sich, oder das Geld reute sie. Indessen hätte sich der Großvater gewiß die zweite Mixtur nicht zahlen lassen, hätte sie gesagt, wie es ihr mit der ersten ergangen war. Zum Glück wurde das Mädchen ohne Arznei gesund und gab mir, als ich es nachher antraf und über den Erfolg jener Mixtur befragte, zur Antwort: „Sie hat mir recht gut gethan." „Ja, gelt, und dem Boden noch besser." — „Was willst du doch damit sagen?" —

„Etwas, das du besser weißt, als ich. Ein ander Mal mußt du den Brustlatz besser zuschnüren, oder die Arznei in der Hand tragen.“ Sie sah sich verrathen und lief, halb unwillig, halb lachend, mit den Worten davon: „Du bist doch e tusigs Kerli; i mein, de gsechist dür all Wänd düre, wenn d'scho blind bist.“

Ich übergab einer an Nervenzahnweh leidenden Frau, zur Stillung des Uebels, Kräuter zu einer Tisane, mit der Vorschrift, die Kräuter in Wasser zu sieden und von dem Tranke alle Stunden ein Glas voll einzunehmen. Als sie nachher wieder kam, sagte sie klagend, daß sie gewiß keine solche Arznei mehr hinunter brächte; mit dem Dünnen hätte es sich noch gemacht; aber am Dicken sei sie wahrhaftig fast erstickt. „Das denke ich wohl, närrische Frau,“ sprach ich zu ihr; „die Kräuter hättet ihr eben nicht hinunterschlucken sollen. Wäret ihr erstickt, ihr hättet mir mit keiner Silbe Schuld geben dürfen.“

Während einer Abwesenheit des Großvaters kam ein Bauer aus dem eine Stunde entfernten Hergiswyl und verlangte eine Laxanz. Schon über eine Woche möge er Nichts mehr mit Lust essen; Alles sei ihm zuwider; er fühle wohl, daß er sich einmal tüchtig ausfegen lassen müsse. Ich sagte ihm, der Großvater sei eben ausgegangen; wenn er aber wolle, so könne ich ihm schon etwas verordnen.

„Mit nichten,“ erwiederte er, „du könntest mir ja Gift geben.“ „Vielleicht,“ sprach ich, „kommt der Großvater bald heim (ich wußte aber wohl, daß er bis auf den folgenden Tag abwesend sein werde), dann will ich ihm euer Anliegen sagen. Ihr habt vielleicht unterdessen noch Dieses oder Jenes im Dorfe zu verrichten, oder könnet im Wirthshaus ein Schöpplein trinken, und dann noch einmal hieherkommen.“ Er stimmte mir bei, und während er fort war, machte ich eine tüchtige Laranz zurecht; es war aber nicht die erste. Nach einer Stunde kam der Bauer wieder, und ich sagte zu ihm: „Eben war der Großvater da und verordnete Euch etwas; er mußte aber sogleich wieder fort, um, ich weiß nicht wem, ein Bein einzuziehen.“ Wohl zufrieden, keinen vergeblichen Gang gethan zu haben, kehrte der Mann nach Hause zurück. Drei Tage nachher besuchte der Großvater den Patienten, der ihm mit den Worten entgegenkam: „Respeet vor euch, Herr Doktor! das, was ihr mir verordnet, hat mich so gut gereinigt und hergestellt, daß ich einen unbändigen Appetit fühle. Vorher ekelte mich jedes Brodbröcklein an, und jetzt fräße ich Einem ein ganzes Kalb weg.“ „Nun, da das Ding so vortrefflich gewirkt hat, so will ich euch sagen, daß es nicht von mir, sondern von dem blinden Jokebli verordnet worden ist.“ „Ei, was?“ fiel der Bauer ganz überrascht ein; „wahrlich, wenn

ich es vorher gewußt, ich hätte um alles Geld keinen Tropfen von dem Zeug eingenommen."

Mein Kleinhandel und die Laterne.

Oft ging ich für meinen Großvater nach Willisau und sogar nach Luzern selbst, um Arzneimittel zu holen. Da gab es denn auch manchen Nebenauftrag von dieser oder jener bekannten Person, wodurch der Trieb zu Handelsgeschäften in mir geweckt und entwickelt wurde. So mußte ich z. B. einer Frau im Dorfe von Herrn Fleischli in Willisau ein Pfund Kaffee heimnehmen, da sie ihn von dorther besser bekomme, als im eigenen Dorfe. Damals, zu Anfang des Jahres 1817, kostete das Pfund von gewöhnlichem Kaffee 14 Batzen. Herr Fleischli gab mir von den 14 Batzen einen zurück, damit ich Etwas habe für meine Mühe. Da dachte ich: „Wie wäre es, wenn du von den Weibern deines Dorfes recht viele Aufträge dieser Art bekämest, oder wenn du daheim einen Vorrath von solchen Waaren unterhieltest, daß die Weiber das Nöthige immer bei dir abholen könnten? Würdest du nicht ein Ordentliches damit

verdienen?" Ich eröffnete meinen Gedanken dem Herrn Fleischli, der ihn nicht nur billigte, sondern mir auf die verdankenswertheste Weise zur Ausführung verhalf. Sogleich gab er mir auf Kredit hin Kaffee, Zucker und Tabak, die er selbst in Päcklein von einem Pfund, auch einem halben und Viertelpfund abwog. Diese Päcklein trug ich dann in meiner Gemeinde zum Verkaufe herum; viele Weiber aber holten selbst ihren Bedarf bei mir ab. Das Geschäft ging recht gut, und ich genoß bei Herrn Fleischli ein so großes Zutrauen, daß er mir an Waaren bis auf 100 Frkn. Vorschuß leistete. Recht väterlich war er für mich besorgt, und ich hatte mich in seinem Hause stets der freundschaftlichsten Aufnahme und zartesten Behandlung zu erfreuen.

Einst — es war im Spätsommer — hatte ein Gewitter mich so lange in Willisau zurückgehalten, daß ich erst gegen 8 Uhr den Heimweg antreten konnte. Herr Fleischli aber drang auf's Freundschaftlichste in mich, bei ihm zu übernachten, und ich ließ mich bereden. Da ich nun schon lange den Herrn Vieharzt Reichli, der eine Viertelstunde von Willisau wohnte, gerne besucht hätte, so beschloß ich, gerade diesen Abend es noch zu thun, und ersuchte den Herrn Fleischli um eine Laterne. Er glaubte, daß ich scherze, holte mir zwar eine Laterne, aber ohne ein Licht darin. „Nein, Herr Fleischli," sprach ich,

„ich möchte gerne eine brennende Laterne.“ — „Nun, wie habt ihr aber denn gemerkt, daß in dieser kein Licht ist?“ — „Pah, das wird man doch fühlen; wenn man eine brennende Laterne trägt, so steigt ja die Wärme an die Hand hinauf.“ — „Aber ihr werdet doch nicht im Ernste eine brennende Laterne verlangen, um damit zu Herrn Reichli zu gehen?“ — „Doch! Wenn sie mir auch nicht zündet, so zündet sie doch denen, die mir begegnen; und so bin ich sicher, daß Niemand an mich stößt oder gar mich überrumpelt, was nicht das erste Mal wäre.“ Jetzt begriff mich der gute Herr, und gab mir herzlich gerne eine brennende Laterne auf den Weg. Als ich in Herrn Reichli's Stube trat, bewillkommte mich seine Gattin, welche Hebamme war, mit den Worten: „Gut, daß nur ihr es seid. Aber ihr habt mich doch recht unruhig und unwillig gemacht; denn als ich euch mit der Laterne den Baumgarten heraufkommen sah, meinte ich nichts Anderes, als es komme Jemand, mich zu einer Frau abzuholen, was mir jetzt unendlich zuwider wäre; denn kaum vor einer Viertelstunde bin ich von meinen Berufsgeschäften heimgekommen, die mich die zwei letzten Nächte keine Minute schlafen ließen.“ Ich äußerte, wie leid es mir thue, sie so erschreckt zu haben. Statt aber meiner Abbitte zuzuhören, holte sie ein Gläschen Wein herauf, und nachdem ich mit dem wackern Ehepaar

ein Stündchen froh verplaudert hatte, kehrte ich mit meiner Laterne in's Städtlein zurück.

Meine Wallfahrt über den Rigi nach Einsiedeln.

Im Sommer 1819 beschloß ich, nach der heil. Maria zum Schnee und nach dem vielbesuchten Wallfahrtsorte Einsiedeln zu pilgern. Mit einem sehenden Jüngling aus meinem Dorfe trat ich die Reise an, und unterwegs gesellten sich noch Andere zu uns, welche das nämliche Reiseziel im Auge hatten.

Oberhalb Küßnacht lagerte sich die Pilgergesellschaft unter einem Kirschbaume, um ein wenig auszuruhen und neue Kräfte zu sammeln für das beschwerliche Bergsteigen. Als wir so unter dem Baume lagen, sagte mein Nachbar zu mir: „Wie doch dieser Baum voll der prächtigsten Kirschen hängt!“ Ich argwohnte, daß er mir einen Bären aufbinden wolle, und schickte mich an, die Sache selbst zu untersuchen. Bald war der Kirschbaum erklettert, und ich gestehe offen, daß mich weniger der Zweifel an jener Aussage, als vielmehr die Lust nach Kirschen hiezu bewog.

Fast ungesucht kamen mir Kirschen in Menge zwischen die Finger, und ich rief aus: „Ja, nun sehe ich selbst, daß du mich doch nicht anlügen wolltest.“ Während ich aber nach Herzenslust meinen Gaumen letzte, kam schnaubend und drohend der Eigenthümer des Baumes heran. Doch kaum hatte er von den Andern gehört, daß der Kirschendieb blind sei, so zog er ganz sanfte Saiten auf und rief mir gütig zu: „Gott segne es euch, lieber Freund! Esset bis g'nug!“ Und als ich nun vom Baume herabgekommen war, führte er mich in sein Haus und füllte mir den Hut hoch auf mit Kirschen, so daß auch meine Begleiter sich erlaben konnten.

Rasch und leicht ging es jetzt den Berg hinan. Droben genoß ich zwar nicht der vielgepriesenen Aussicht! mein Auge war hier, wie im Thale, von Dunkelheit umlagert. Wohl aber empfand ich das Reine, Leichte, Gesunde der Bergluft so gut als ein Sehender, vielleicht noch besser. Wenigstens that mir der kurze Aufenthalt auf dem freundlichen Rigi unendlich wohl, und auch ich Blinder fühlte, wie wahr der Dichter sagt: „De Berg ist de Dokter für Seel und für Lyb.“

In gläubiger Andacht sank ich an den genannten Wallfahrtsstätten auf die Kniee und flehte zum Himmel um leibliches und geistiges Licht. Es gebrach mir an Beidem; nach jenem aber war meine Sehn-

sucht größer, als nach diesem. Doch so sehr ich mich nach Augenlicht sehnte, und obgleich gläubige Mitchristen mir gesagt hatten, daß ich durch starken Glauben und unabläſſiges Gebet vielleicht wieder sehend werden könnte: so verließ ich die geheiligten Hallen, wie ich sie betreten hatte, mit verdunkelten Augen. Jetzt bin ich der festen Ueberzeugung, daß alles Beten und Wallfahrten mich nie sehend machen würde; aber eben so gewiß glaube ich, daß Gott in jedem Augenblicke meinen Wunsch erfüllen könnte, wenn er nämlich wollte, wenn es in dem weisen, uns unbegreiflichen Plane läge, nach welchem er Welt und Menschen lenkt. Nun aber sehe ich, daß er des Betrübenden so viel sein läßt auf Erden, daß Tausende, die sehen, unglücklicher sind und mehr zu leiden haben, denn ich. Wäre es darum nicht unvernünftig und gottlos, wenn ich mit dem Himmel hadern, oder von ihm die Lüftung meines irdischen Schleiers gleichsam erzwingen wollte? Das sei ferne! Ohne den Werth des köstlichen Augenlichtes zu verkennen, läßt sich doch auch als Blinder im Stillen glücklich sein, besonders wenn ein geläutertes, religiöses Gefühl, reiner Tugendtrieb und warme Menschenliebe das Gemüth beherrschen und beseligen. Einem Blinden, der diese geistige Höhe erreicht hat, leuchtet ein innerer Stern freundlich und hell durch des Erdenthales finstere Nacht. Man meine aber nicht, daß ich mich

solcher Höhe rühmen wolle! Nur allzusehr empfinde ich oft, wie tief ich stehe; doch auch mein Herz spricht gerne in stiller Seligkeit einem großen Dichter die edeln, gemüthlichen Worte nach:

Ich weile gern mit stillem Weh
In froher Menschen Schwarm
Und wünsche Jedem guten Tag,
So herzlich und so warm.
O reicher Gott! Du ließest doch
Nicht ganz mich freudenleer:
Ein süßer Trost für alle Welt
Ergießt sich himmelher.

Noch steigt in jedem Dörflein ja
Dein heilig Haus empor;
Und Glockenklang und Chorgesang
Ertönt auch meinem Ohr.
Einst öffnet jedem Guten sich
Dein hoher Freudensaal;
Dann komm' auch ich im Feierkleid
Und setze mich an's Mahl.

Ein Reiseabenteuer.

Im Jahre 1820 schickte mich der Großvater einmal nach Langenthal im Kanton Bern, um 10 Krüge Selterwasser nebst einigen andern Sachen in der dortigen Apotheke zu holen. Mit meinen Krügen beladen, kehrte ich auf dem Heimwege Abends 7 Uhr bei Herrn Gutjahr in Eriswyl ein, um mich für den Rest meiner Reise zu stärken, welcher noch fast zwei Stunden betrug. Froh und frisch ergriff ich wieder meinen Wanderstab, den widrigen Zufall, der meiner wartete, nicht ahnend. Im Elmigwald, der die Grenze der Kantone Bern und Luzern einnimmt, merkte ich auf einmal, daß ich vom rechten Wege abgekommen sei. Umsonst war meine Mühe, denselben wieder aufzufinden; ich verirrte mich immer ärger und wußte gar nicht mehr, wo ich war. Bald ging ich auf's Gerathewohl hin vorwärts, bald stand ich still und horchte, ob nicht Jemand des Weges komme oder in der Nähe sei, der mich auf den richtigen Pfad geleiten könnte. So wurde es immer später und meine Lage immer verzweifelter. Da gelangte ich auf mehrere Büschel Reiser, und entschloß mich, diese zum Nachtlager zu wählen und hier den Anbruch des Tages zu erwarten. Als

ich mich aber auf die Reisbüschel hinlegte, fühlte ich, daß sie vom Regen ganz durchnäßt waren und sich gar nicht zu einer Ruhestätte eigneten. Ich packte also meine Krüge wieder auf und ging auf gut Glück immer weiter, bald unter Verwünschungen, bald unter inbrünstigem Gebet. Endlich setzte ich mich vor Mattigkeit unter einem Baume auf den Rasen hin und gab alle Hoffnung auf, je wieder meine Heimath zu finden. Dann war es mir, als hörte ich Jemanden laufen, und schrie aus allen Kräften, so laut ich nur konnte: „He, he! i bi verihret! ist Niemer ume?“ Plötzlich wurde mein Geschrei durch ein noch ärgeres unterbrochen. Durch mein Hülferufen aufgeschreckt, flog eine Schaar Krähen, die über meinem Haupte ihr Nachtlager aufgeschlagen hatte, unter fürchterlichem Gekrächz und mit wildem Flügelschlage hoch in die Luft, und erschreckten mich dadurch, wo möglich, noch mehr, als ich sie vorher erschreckt hatte; denn es dauerte ziemlich lange, bis ich mir die Ursache des entsetzlichen Geschreies und Aufruhrs erklären konnte. Kaum hatte ich mich aber von meinem Schrecken erholt, so fiel mir von ferne ein neues Geräusch auf, das meiner aufgeregten Phantasie ganz gespensterartig vorkam. Meine innere Unruhe ließ mich die müden Glieder vergessen, und ich steuerte wieder trostlos vorwärts. Ich gelangte auf die Eriswyler Allmend,

wo ich Vieh antraf, was mich sogleich überzeugte, daß obiges Getön das Brüllen einer Kuh gewesen sei. Etwas weiter hörte ich das Rauschen eines Brunnens. Dieß verkündete mir die Nähe einer menschlichen Wohnung, und brachte Trost und Muth in meine verzweifelnde Seele. Dem Geräusche folgend, gelangte ich zu einem Hause und klopfte an. Eine weibliche Stimme fragte mich, was ich wolle. „Ich bin blind," war meine Antwort, „und laufe schon Stunden lang in der Irre herum." Nun befahl sie mir, mich nach dem Schopfe zu wenden und die Knechte zu wecken. Ich that es. Nach langem Klopfen ließ sich endlich von innen eine donnernde Stimme vernehmen, die mit Drohen und Fluchen fragte, was das verdammte Klopfen mitten in der Nacht zu bedeuten habe. Ich klagte in kurzen Worten meine Noth und mein Anliegen, und fügte bei, daß ich Denjenigen, der mir wieder auf den rechten Weg verhälfe, nach Verlangen entschädigen würde. „Wenn du blind wärest," brüllte mir der zweibeinige Stier aus dem Schopfe entgegen, „du hättest diese Wohnung nicht aufgefunden. Und ohnehin wirst du doch nicht glauben, daß man sich von jedem Lümmel am Schlafe stören lasse, oder gar um seinetwillen aufstehe und mitten in der Nacht herumlaufe." Auf diese lieblosen Worte entgegnete ich Nichts, sondern kehrte zu der ersten

Stimme zurück und fragte in weinerlichem Tone, ob nicht in der Nähe noch ein anderes Haus anzutreffen wäre. „Ja," erhielt ich zur Antwort, gehet nur dort an der Gartenhecke vorbei und auf dem gleichen Wege weiter, so werdet ihr bald in den grünen Boden kommen." Die erfahrene Hartherzigkeit hatte mich so ergrimmt, daß ich mich einer kleinen Rache nicht erwehren konnte. Am Ende des Gartens kam mir ein Geschirr mit einem Nelkenstocke zwischen die Finger. Ich riß zornig den Stock aus und drückte die Blumen in die Erde, so daß die Wurzel nach oben schaute. Dieser Frevel ehrt mich nun freilich nicht; aber daraus, daß ich ihn nicht verschweige, möge der Leser erkennen, daß ich nicht besser scheinen will, als ich bin. Wollte Gott, ich wäre der Einzige, der zu sich sagen muß: „Noch nie habe ich es dahin gebracht, der erhabenen Vorschrift Christi gemäß Böses mit Gutem zu vergelten."

Ein zweites Brunnenrauschen ließ mich das bezeichnete Haus bald finden. Indem ich aber rasch auf dasselbe zulief, verlor ich plötzlich den Boden und stürzte in ein Loch hinab. Zum Glücke blieb ich auf den Beinen und kam mit bloßem Schrecken davon. Als ich dann um mich griff, erkannte ich, daß ich mich im Kellerhalse befinde. Ich kroch hinaus, fand nach langem Herumtappen die Hausthüre, klopfte an und rief, wie es da heiße. „Im

grünen Boden," antwortete eine männliche Stimme zum Fenster heraus; „aber was wollt ihr doch so tief in der Nacht?" Ich gab klagend die nöthige Auskunft und bat den Mann um Begleitung. „Von Herzen gern will ich dir aus deiner Noth helfen, armer Mann! Komm aber zuerst herein! Wir wollen dann sehen. Es ist jetzt schon zwei Uhr nach Mitternacht." „Also sieben Stunden in der Irre herumgelaufen!" sagte ich mit Erstaunen und Schrecken zu mir selbst und dankte Gott, daß er mir endlich einen barmherzigen Samariter hatte finden lassen! Jetzt stand die gute Hausfrau auf und bereitete mir schnell einen erquickenden Kaffee. Als ich ihn getrunken, sagte sie, nun müsse ich auch noch ein wenig bei ihnen ausruhen; der Mann werde mir dann am Tage schon den rechten Weg zeigen. Ich dankte ihr mit gerührtem Herzen für ihre Gutherzigkeit und ließ es mir wohl gefallen, im Bette ihre Stelle an der Seite des Mannes einzunehmen. Ein wohlthätiger Schlummer erquickte die matten Glieder. Durch eine kräftige Habersuppe gestärkt, nahm ich am Morgen mit dem innigsten Danke von der braven Hausfrau Abschied. Der Mann aber begleitete mich bis zu einer mir wohlbekannten Stelle, von wo an ich nun den Weg nach Hause leicht allein zu finden im Stande war. Als mich der gastfreundliche Wegweiser verließ, wollte er

sich nicht einmal durch Worte danken lassen, geschweige denn, daß er einen thätlichen Dank von mir angenommen hätte.

Wer den verirrten Bruder gern
Die rechten Pfade weiset,
Den Durstenden, den Hungrigen
Mit Freuden tränkt und speiset,
Und seine weiche Lagerstätt'
Dem Müden gerne räumet,
Und, wo er immer helfen kann,
Niemals zu helfen säumet:
Der ist ein edler Mensch fürwahr,
Ein Mensch nach Christi Sinne,
Und würdig, daß er droben einst
Ein hohes Loos gewinne.

Wie ungleich die Leute dem Blinden begegnen.

Gleichwie Waizen und Unkraut neben einander wachsen, eben so wohnen mitleidige und hartherzige, vernünftige und unvernünftige Menschen ganz nahe bei einander. Für diese Wahrheit liefert gewiß das vorige Kapitel ein deutliches, ja grelles Beispiel. Dem Blinden, der mehr oder weniger an das Wohlwollen und die Hülfe sehender Menschenfreunde

gebunden ist, bietet sich vielfältige Gelegenheit dar, Erfahrungen zu machen über die Verschiedenheit der menschlichen Herzen. Aber nicht nur bemerkt er, wie ungleich bei den Menschen die Bereitwilligkeit ist, Anderen zu helfen und zu dienen; er bemerkt auch, wie ungleich sie das Helfen und Dienstleisten verstehen, besonders wenn es einen Blinden angeht. Doch bei aller Verschiedenheit des Helfenwollens und Helfenkönnens muß ich aus Ueberzeugung sagen, daß ich auf meiner finstern Lebensreise bisher immer mehr gutgesinnte und dienstfertige, als hartherzige und ungefällige Menschen angetroffen habe.

In die Klasse der letztern gehört indessen unstreitig jener Knecht in der Gemeinde Willisau, welcher, als er mich herankommen sah, zu seinem Kameraden halblaut sagte: „Du, ich will mich quer über den Weg legen; dann sieh' zu, wie lustig der Blinde über mich hinpurzelt!“ Gesagt, gethan. Aber ich hatte seine Worte verstanden, und dachte bei mir selbst: „Wart', Bursche! Ich will dich das Sprüchwort verstehen lehren: Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.“ Mit kurzen, bedächtigen Schritten ging ich vorwärts, bis die Schuhspitze den Fleischklumpen berührte. Flugs schwang ich meinen Stock und versetzte dem boshaften Kerl einen so derben Schlag auf den Kopf, daß er, in

die jammervollsten Flüche ausbrechend, sich nicht einfallen ließ, mir ein Gleiches zu thun. Sein Toben lockte den Meister herbei, dem ich den Hergang der Sache erzählte; worauf er meine Klugheit und Herzhaftigkeit lobte und zu dem Knechte sagte: „Dir ist ganz recht geschehen, du Lümmel! Bist du nicht unvernünftiger, als die Vierbeinigen, die von selbst dem blinden Manne ausweichen, wenn ihn sein Weg durch ihre Weide führt?“

Kurze Zeit nach obigem Begegnisse glaubte ich, es werde mir wieder ein solcher Streich gespielt. Zum Glücke täuschte ich mich aber, und obgleich es dieses Mal nicht ohne einen tüchtigen Purzelbaum abging, so kam ich doch vergnügter davon, als das vorige Mal. Als ich nämlich in der Abenddämmerung mit einem Säcklein Mehl, das ich in der Mühle geholt hatte, heimging, so stolperte ich plötzlich über Jemanden hin, wie ich meinte. Da mir weder der unsanfte Fall, noch der damit verbundene Schrecken angenehm war, so gerieth ich ordentlich in den Harnisch und begann auf den boshaften Menschen zu schelten, der mit einem blinden Manne so gottlosen Spaß treibe. Aber Niemand regte sich und kein Laut ließ sich hören. Mit zitternder Hand tappte ich auf dem Platze umher und überzeugte mich bald, daß nicht Jemand, sondern ein Etwas an meinem Falle

Schuld war; und dieses Etwas war ein großer Bund Garn in einem Sacke.

Jetzt war Schrecken und Beule und Zorn vergessen, und freudig trug ich meinen Fund nach Hause. Hier vernahm ich, daß der Garnsechter von Hutwyl heute mit einem Wägelein voll gesechteten Garnes in's Dorf gekommen sei und daß wahrscheinlich er dieses Garn verloren habe. Da ich vermuthete, den Mann im Wirthshause zu finden, so begab ich mich hin. Wirklich war er da, und sagte eben, daß er heute, er wisse nicht wie, um zehn Pfund Garn gekommen sei. „Soll ich es euch wieder verschaffen?" sprach ich zu ihm. „Ja, das wär mer jetzt öppis Nüs, wenn e Blinge Garn fung." Als ich es ihm nun aber überbrachte, mußte er glauben, daß auch ein Blinder Etwas finden könne. Er legte mir einen Franken auf die Hand, befahl für mich einen Schoppen Guten, mit den Worten: „Wenn er dä meh mögid, se cheud er numme bifehle."

Um meinen Geschäftskreis und meinen Verdienst zu erweitern, hatte ich meinen kleinen Spécereihandel noch denjenigen mit Baumwollentuch, Strümpfen, Nastüchern und dergleichen beigefügt, und mit diesen Waaren hausirte ich in der nächsten Umgebung. Auf einer dieser Wanderungen wäre ich ohne menschenfreundliche Hülfe wahrscheinlich im Schnee stecken geblieben und erfroren. Ich kehrte nämlich Abends

von Willisau nach Luthern den nämlichen Weg zurück, den ich am Morgen gegangen war. Da gerieth ich auf der Anhöhe, welche Luthern von Hergiswyl scheidet, in eine ungeheure Masse Schnee, den der Wind seit dem Morgen an einer tiefer liegenden Stelle zusammengeweht hatte. Es war mir unmöglich, mich wieder herauszuarbeiten; und wenn ich es auch gekonnt hätte, so würde ich den rechten Weg doch nicht mehr getroffen haben. Die Nacht war schon ziemlich vorgerückt; der Nordwind sauste heftig; ich war der Erstarrung nahe und sah keinem andern Schicksale mehr entgegen, als am Morgen todt hier aufgefunden zu werden Doch endlich hörte mein Hülferufen ein Mann, der sich auf der entgegengesetzten Anhöhe befand, wanderte mitleidsvoll auf mich zu und geleitete mich vom Berge hinunter auf den richtigen Pfad.

Durch Schaden nicht klug gemacht, ging ich im gleichen Winter bei tiefem Schnee den nämlichen Weg und verirrte auch dieses Mal. Ich traf auf einen Bauersmann, den ich um den richtigen Weg fragte. Er entsprach meinem Verlangen auf eine so seltsame Weise, daß ich nicht weiß, ob Bequemlichkeit oder hohe Meinnng von der Sicherheit meiner Schritte mehr im Spiele gewesen sei. Er gab meinem Körper eine bestimmte Richtung und sprach: „Jetzt ist euer Gesicht ganz genau gegen eine kleine Scheune

gerichtet, zu der es ungefähr 400 Schritte von da ist. Nun gehet schön gerade vorwärts und weichet nach keiner Seite ab; so treffet ihr unfehlbar auf die Scheune, bei welcher ihr gewiß in die rechte Straße gelangt; denn sie führt hart an der Scheune vorbei." Obgleich es mir lieber gewesen wäre, wenn der Mann die Mühe genommen hätte, mich die 400 Schritte weit zu begleiten, so dankte ich ihm doch, und begann so g'radaus als möglich zu marschiren; wobei ich nicht vergaß, meine Schritte zu zählen. Schon hatte ich deren 450 gethan und noch nichts von einer Scheune gemerkt. Das benahm mir aber die Hoffnung noch nicht. „Wahrscheinlich," dachte ich, „nimmt mein Wegweiser sehr lange Schritte, und hat 400 von den seinigen, nicht von den meinigen, gemeint." Ich ging und ging, und als ich 499 zählte, stieß mein Stock auf die ersehnte Scheune, wo ich auch sogleich in den rechten Weg hineintappte.

Auf ähnliche Art wurde mir auf dem Kreuzsteig von einem Knechte der Weg gewiesen, welcher zu mir sagte: „Es ist gar naß, und ich habe keine Ueberstrümpfe an; sonst wollte ich euch eine Strecke weit führen. Laufet aber nur an jener Zeile von Bäumen hin, so könnet ihr nicht fehlen!"

Nach der Erzählung dieser Anekdoten wende ich mich hauptsächlich an meine jüngeren Leser mit der Bitte, sie möchten nicht allein zur Unterhaltung, sondern auch zum Nutzen der unglücklichen Blinden solche gelesen haben. — Aus vielfachen Erfahrungen auf meinen Wanderungen weiß ich, wie wohlthuend es einem Blinden ist, wenn er vor einer Schule oder an Spielplätzen vorbei geht, und er hört die Worte: Ach Gott! dieser Mann sieht nicht, geht ihm aus dem Weg, oder es kommen Einzelne zu ihm und erbieten sich, ihm den Weg zu zeigen. Wie betrübend ist es aber, wenn ein Blinder von muthwilligen Kindern auf der Straße frohlockend rufen hört: seht einen Blinden, dort stoßt er an, er läuft in den Graben u. s. w. Möchten doch alle Eltern und Lehrer die Kleinen darauf aufmerksam machen, wie sehr es Pflicht aller Menschen ist, das harte Geschick der Blinden, Taubstummen, Krüppelhaften, durch Theilnahme zu erleichtern und nicht durch Spott und Hohn sie noch unglücklicher zu machen. — Das Beispiel der Eltern und Lehrer wirkt freilich auch hier am besten, und stets habe ich gefunden, daß in Schule und Haus die wohl erzogensten Kinder da gefunden wurden, wo die Eltern und Lehrer denselben mit gutem Beispiele vorangingen.

Die Napfreise.

Im Spätsommer 1822 wurde mir das Vergnügen zu Theil, den Herrn Pfarrer von Menznau nebst dem Vikar von Luthern bei einem Abstecher auf den Napf zu begleiten. Es kamen auch des Erstern Haushälterin und Magd mit. Da ich den Weg auch schon gemacht hatte, so erwarb ich Blinder mir dabei den Ruhm, ein Führer von Sehenden zu sein. Als wir am Abend die Höhe des Berges erreicht und die Sehenden den herrlichen Sonnenuntergang betrachtet hatten, so wanderten wir einer Sennhütte zu, um uns bei fetter Milch, bei Butter und Käse recht gütlich zu thun und dann im Gaden daneben auf weichem Heu die Glieder ruhen zu lassen, bis der Senne uns das baldige Hervorbrechen der Morgensonne verkünden würde. Wie unangenehm wurden wir aber überrascht, als wir die Sennhütte verschlossen fanden und nun einsahen, daß der Senne schon eine tiefere Alp bezogen habe. Heute noch umzukehren, dazu war es schon zu spät; auch war es der Gesellschaft sehr um den Genuß des Sonnenaufganges zu thun. Es wurde also beschlossen, zu bleiben und

sich so gut zu helfen, als möglich. Mit weltlichen Stößen sprengten die geistlichen Herren die Thüre auf; was indessen keiner außerordentlichen Anstrengung bedurfte, da keine eisernen Klammern, sondern bloß ein schwacher hölzerner Riegel zu überwinden war. Jetzt waren wir freilich in der Sennhütte, aber vermißten mit Schmerzen ihre fetten Gaben; denn das Bergsteigen hatte in uns Allen einen unbändigen Appetit hervorgerufen. Zum Glücke hatten die beiden Jungfern aus Vorsorge etwas Eßwerk und einige Erfrischungen mitgenommen, und wir dachten nun: Etwas ist doch besser, als gar nichts. Auf einem Balken fand ich Schwefelhölzchen; der Herr Pfarrer zog Stahl und Stein hervor, und es wurde ein kleines Feuer angemacht, um das wir uns setzten, und das uns bei unserer kärglichen Mahlzeit gar mitleidig zuschaute. Nachdem Essen und Feuer ausgegangen waren — jenes leider weit früher, als dieses; — so kroch der männliche Theil der Gesellschaft in den Heugaden! die beiden Jungfern aber machten sich auf der abgehobenen Thüre ein Lager zurecht. Der Herr Pfarrer hatte große Besorgniß, am Morgen nicht früh genug zu erwachen. Ich beruhigte ihn aber mit der Versicherung, daß ich mich gewiß nicht verschlafen werde und schon zu rechter Zeit Alarm schlagen wolle. Wirklich verließ ich schon vor drei Uhr das Lager; die geistlichen

Herren schliefen noch fest und schnarchten gar andächtig, ohne sich durch das Rauschen stören zu lassen, welches bei meinem Aufstehen im Heu entstand. Vor der Thüre stieß ich auf einen schweren Klotz Holz, und ich dachte: „Du kommst mir gerade recht, du mußt mir meine Herren aus dem Schlafe wecken helfen.“ Und ich schlug mit dem Klotze so derb an die Ladenwand, an welche inwendig die Herren ihre Köpfe lehnten, daß sie sogleich mit Schrecken auffuhren und riefen, was es doch gebe. „Auf, meine Herren, auf!“ sprach ich, „wenn nicht die Sonne vor Ihnen sein soll.“ Schnell kamen sie heraus und dankten mir, daß ich sie so genau, wenn auch nicht eben sanft, geweckt habe. Kaum hatte die sehende Gesellschaft Aug' und Herz an dem erhabenen Schauspiel der aufgehenden Sonne gelabt, so ging es munter, aber hungrig, den Berg hinab. Unten angekommen, bestand unser erstes Geschäft darin, uns durch ein dreschermäßiges Frühstück mit dem vielverlangenden Magen auszusöhnen.

Die freudenreiche Botschaft.

Im Jahr 1825 unternahm ich ohne Begleitschaft eine Wallfahrt nach Sachseln in Obwalden.

Am ersten Tage ging ich bis auf Luzern, und hoffte am zweiten leicht das Ziel meiner Reise zu erreichen. Da ich aber in Winkel lange auf Gelegenheit warten mußte, nach Alpnach überzuschiffen, so kam ich erst Nachts in Sarnen an, wo ich Herberge zu nehmen beschloß. Man wird es mir nicht übel nehmen, wenn ich schon das Wirthshaus, in welchem ich einkehrte, nicht nennen kann; denn ich konnte die Taverne nicht sehen, und zum Befühlen hing sie mir zu hoch. Die übrigen Gäste verwunderten sich höchlich, wie ich im Stande sei, allein zu reisen. „Der Herrgott zeigte ihm den Weg," sagte der Eine. „Bruder Klaus hat ihn geleitet," sprach ein Anderer; und ein Dritter fügte hinzu: Wenn er mit einem recht starken Glauben zum heiligen Bruder wallfahrtet, so kommt er vielleicht wieder zum Sehen."

Die Jungfer, welche mir in's Bett zündete, wollte das Licht im Zimmer stehen lassen. Ich sagte ihr aber, ich wolle kein Licht, sie solle es doch fortnehmen. „Ach nein!" entgegnete sie recht mitleidig; „ich will es doch stehen lassen. Es wäre auch gar so traurig und langweilig, blind zu sein und dann nicht einmal ein Licht im Zimmer zu haben." Erst nachdem ich ihr begreiflich gemacht hatte, daß das Licht mir nicht das Geringste nütze, und daß das Stehenlassen desselben noch mit Gefahr verbunden

wäre, konnte sie sich dazu verstehen, es fortzutragen. Sie ließ im Weggehen tiefe Seufzer hören, die mir deutlicher als Worte bewiesen, wie sehr sie mich bemitleide und mein Loos bejammere.

Was den Umstand betrifft, daß sie mir durchaus das Licht stehen lassen wollte, so bin ich weit entfernt, denselben einer gewissen Dummheit, einem eigentlichen Mangel an Einsicht zuzuschreiben. Vielmehr beweist er mir nur, wie schwer es für Sehende ist, sich in die Lage des Blinden zu versetzen, und daß sie daher aus Gewohnheit ihm auch solche Dienste erweisen wollen, mit denen nur einem Sehenden, aber nicht einem Blinden gedient ist. So hat man mir schon unzählige Male hinausgezündet oder wenigstens hinauszünden wollen, wenn ich des Nachts aus einem Hause fortging. Auch wollen mich die guten Leute nie in einem dunkeln Winkel des Zimmers sitzen lassen; sie führen mich näher an's Licht oder stellen mir eines hin, obgleich sie doch eigentlich wissen müssen, daß es für einen Stockblinden überall gleich hell ist.

Als ich des folgenden Tages in dem durch Niklaus von der Flüe merkwürdig gewordenen Sachseln angekommen war, begab ich mich zu dem dortigen Herrn Pfarrvikar, um ein Dutzend Büchlein, enthaltend das Leben des frommen, seligen Einsiedlers, von ihm zu kaufen. Der geistliche Herr be-

gegnete mir ungemein freundlich und theilnehmend, und ließ sich mit mir in ein Gespräch ein, das sich namentlich auf meinen Zustand bezog und ihn darauf führte, mir zu erzählen, daß in Zürich eine Bildungsanstalt für Blinde bestehe. „Ich habe," sagte er, „diese Anstalt einmal besucht. Es werden daselbst die Blinden sowohl in wissenschaftlichen Gegenständen, als auch in Handarbeiten, unterrichtet, mit denen sie nach ihrem Austritt ihr Brod zu verdienen im Stande sind. Auch ältere Blinde können noch in die Anstalt treten; und obgleich die Kantonsangehörigen zum voraus berücksichtigt werden, so nimmt sie doch, wenn die Umstände es erlauben, auch Kantonsfremde auf. Gewiß wäre es auch für euch eine große Wohlthat, wenn ihr noch in diese menschenfreundliche Heilanstalt kommen könntet." Als der würdige Geistliche so zu mir redete, war es mir, als brächte mir ein Engel vom Himmel die freudenreichste aller Botschaften. Dankbar und tiefbewegt verließ ich den Mann, von dem ich Dinge vernommen, die für mich so neu, so wunderbar und so erfreulich waren. Auf meiner Rückreise von Sachseln bis Luzern beschäftigte mich nur Ein Gedanke: wie ich nämlich dazu gelangen könnte, in das Blindeninstitut zu Zürich aufgenommen zu werden. So sehr ich auch Ursache hatte, die Möglichkeit der Ausführung zu bezweifeln, so gab ich mich doch

einer freudigen Hoffnung hin, und der Schluß meiner Betrachtungen war immer der: „Alles will ich setzen an die Erfüllung meines Wunsches; und da wäre es mir doch seltsam, wenn die Sache nicht gelingen sollte.“ Hieraus mag man einen Hauptzug meines Charakters erkennen, der in einem gewissen Selbstvertrauen, einer gewissen Verwegenheit besteht, welche man gerade von dem Blinden am wenigsten erwartet. Diese Eigenthümlichkeit ist mir im Leben schon manchmal wohl, aber auch schon manchmal sehr übel bekommen. Von dieser Eigenthümlichkeit hingerissen, ließ ich mich später, wie aus dem Verfolge der Geschichte zu ersehen sein wird, in ein allzu ausgedehntes Handelsgeschäft ein, welches mit schweren Verlüsten für mich begleitet war. Aber eben diese Eigenthümlichkeit ist es auch, die mir den Muth gibt, mit großer Sicherheit und so schnell, als mancher Sehende, von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf zu wandern; wovon mich alle die größern und die kleinern Unfälle, die mir meiner Blindheit wegen schon zugestoßen sind, nicht abzuschrecken vermögen. Eben diese Eigenthümlichkeit ist es, die mich nicht ruhen ließ, bis ich mein sehnliches Verlangen nach der Blindenanstalt in Zürich erfüllt sah.

Wie langsam und mühsam ich zu meinem Zwecke gelange.

Immer noch meinem Lieblingsgedanken nachhängend, kehrte ich zu Luzern in dem Gasthofe zum Schlüssel ein, wo ich schon vorher bekannt war. Da einige anwesende Herren freundlich mit mir zu sprechen anfingen, so zauderte ich nicht, ihnen meinen Wunsch zu eröffnen, als ob es mir geahnet hätte, daß Einer aus ihnen die Verwirklichung meines Planes anbahnen werde. Dieser Menschenfreund war ein mir unbekannter Student, welcher mir sagte, er habe die Blindenanstalt in Zürich schon mehrere Male besucht, und habe auch die Ehre, den Quästor der Anstalt, Herrn Oberrichter Heinrich von Orell, welcher jetzt Präsident derselben ist, zu kennen; und er anerbot sich, mir ein Empfehlungsschreiben an Herrn von Orell auszufertigen. Daß ich dieses verdankenswerthe Anerbieten gerne annahm, versteht sich von selbst. Der Brief wurde abgesandt; ich kehrte frohen Muthes in meine Heimath zurück und zählte Tage und Stunden, bis von Zürich eine

Antwort einträfe. Schon zwei Monate hatte ich vergeblich geharret. Da führten mich Geschäfte wieder nach Luzern. Im Wirthshause zum Schlüssel äußerte ich in Gegenwart eines mir unbekannten Herrn meine Verwunderung, auf den Brief an Herrn Oberrichter von Orell noch keine Antwort erhalten zu haben. Da fragte mich der Herr ganz liebreich, ob es sich wirklich so verhalte und ob mir von Hrn. Oberamtmann Eduard Pfyffer nicht eine Antwort zugestellt worden sei. Nachdem ich es verneint, beredete mich der Herr, sogleich zu Herrn Eduard Pfyffer zu gehen und mich bei ihm über die Sache zu erkundigen. Herr Eduard Pfyffer eröffnete mir, daß wirklich eine Antwort eingetroffen sei und daß er den unlängst bei ihm gewesenen Waisenvogt von Luthern beauftragt habe, es mir anzuzeigen. Wenn dieses indessen nicht geschehen sei, so verwundere er sich darüber um so weniger, da der Waisenvogt gegen ihn geäußert habe, er finde es gar nicht nothwendig, daß der blinde Birrer in ein Institut gehe und damit der Gemeinde zur Last falle; derselbe sei sonst gescheidt genug und könne ja sein Brod ordentlich verdienen.

Dieser Aufschluß erfüllte mich mit gerechtem Unwillen gegen den Waisenvogt, der eine so große Wohlthat halb aus Unverstand, halb aus Gefühllosigkeit von mir abzuwenden suchte; und ich faßte den

Entschluß, selbst nach Zürich zu reisen. Ich ließ einige Zeilen an meine Eltern schreiben, daß sie wegen meiner mehrtägigen Abwesenheit unbekümmert sein sollten, und begab mich, mit einem von Hrn. Ed. Pfyffer erhaltenen Empfehlungsschreiben an Herrn Oberrichter von Orell, sogleich auf den Weg. Von Luzern bis Zug hatte ich die Gelegenheit, mit einem Fußboten zu gehen. Von Zug an ohne Begleitung, folgte ich einem Güterwagen, der nach Horgen fuhr, wo ich ohne Unfall anlangte und übernachtete. Am Morgen früh setzte ich mich in das Schiff des Hrn. Marx Widmer, welcher sich damals schon und seither immer als ein wahrer Menschenfreund gegen mich bewies. In Zürich angelangt, führte mich die Tochter des Hrn. Widmer zu Hrn. Oberrichter von Orell. Ich übergab diesem mein Schreiben von Hrn. Ed. Pfyffer. Er begegnete mir sehr liebreich und herablassend und ließ mich durch einen Diener zu Hrn. Oberrichter Ulrich, dem Präsidenten der Anstalt, geleiten. Auch dieser empfing mich auf's Beste, und gab mir die vorläufige Versicherung, daß der Beschluß der Institutsdirektion höchst wahrscheinlich zu meinen Gunsten ausfallen werde. Er empfahl mich in einem Billet zum Mittagessen im Blindeninstitute, wohin der nämliche Führer mir den Weg zeigte.

Die wenigen Stunden, welche ich an diesem Tage im Institute zubrachte, reichten hin, um mich

mit Hochachtung und Liebe gegen den Oberlehrer, Herrn Scherr, zu erfüllen und mir das Leben im Kreise lernbegieriger Unglücksgefährten unendlich theuer zu machen. Ich fühlte mich hier sogleich eigentlich daheim und benahm mich mit einer Unbefangenheit, die sogar, wenn man will, unbescheiden und vorlaut zu nennen ist. Man wird dieses aus Folgendem sehen, woraus zugleich hervorgeht, wie höchst unwissend ich damals noch war. Bei Tische wurde nämlich über die Dampfschifffahrt gesprochen. Da meinte ich, ich müsse oder dürfe auch meinen Senf dazu geben, und sagte so ganz in den Tag hinein: „Ja, aber das Dampfschiff zu Basel, das wird recht auf dem Meere rauschen." Ein lautes Gelächter erscholl rings um den Tisch, und ich wäre vielleicht einfältig genug gewesen, es mehr für Beifall als Spott zu halten, hätte man mir nicht gesagt, daß ich noch ein schlechter Geograph sei, und daß Basel gar weit vom Meere liege.

Abends fuhr ich mit dem nämlichen Schiffer nach Horgen zurück, wo mich seine Familie liebreich bewillkommte und beherbergte. Tags darauf setzte ich meine Heimreise fort, die ohne Unfall von Statten ging. In der Freude meines Herzens theilte ich daheim allen Verwandten und Bekannten, so wie auch den Gemeindsvorstehern mein Vorhaben und die erfreuliche Wahrscheinlichkeit seines baldigen Ge-

lingens mit; aber nirgends fand ich Beifall. Einige antworteten mir durch ein mißbilligendes Achselzucken; die Meisten aber sagten mir gerade heraus, was für dummes, unnützes Zeug mir doch durch den Kopf fahre; das fresse nur Geld weg! ich werde dieses so wenig mit Löffeln zu essen haben, als Andere; es sei lächerlich, im 25sten Jahre noch in die Schule zu gehen; auch sei ich ja gescheidt genug; ja, wenn man mich in Zürich wieder sehend machen könnte, dann hätten sie nichts dawider; auch solle ich bedenken, in welch' große Gefahr meine Religion an einem reformirten Orte gerathe. Wo so geurtheilt wird, wo selbst von dem Regenten einer Gemeinde so geurtheilt wird, da weiß man wahrlich noch nicht, was die Worte Religion, Volksbildung und Volkswohlfahrt bedeuten; da muß es gewiß noch traurig und finster aussehen im Schul-, Pfarr- und Gemeindehaus.

Wer wollte aber unter solchen Verhältnissen der herrschenden Unvernunft und Herzlosigkeit der Leute zürnen, und nicht vielmehr mitleidsvoll ausrufen: „Herr, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie sagen!" Wer wollte einem solchen Lande der Finsterniß nicht die helle, erwärmende Sonne geistiger Aufklärung wünschen, und sich von Herzen freuen, wenn in den heutigen Tagen wenigstens einzelne

wohlthuende Strahlen zwischen den schwarzen Wolken hervorbrechen?

Endlich erfreute mich die Ankunft des Beschlusses, den die Direction der zürcherischen Blindenanstalt in meiner Angelegenheit gefaßt hatte. Derselbe lautete dahin, daß mir der Eintritt in die Anstalt auf unbestimmte Zeit gestattet sei, und daß man mir von den 20 Louisd'or, die man sonst von Kantonsfremden per Jahr zu verlangen pflege, in Berücksichtigung meiner Mittellosigkeit, 8 Louisd'or nachlassen wolle. Mithin hatte ich noch 12 Louisd'or zu bezahlen. Sogleich kam ich bei der Gemeindsverwaltung mit dem Ansuchen ein, daß man für benannte Summe Garantie leisten möchte, bis ich nach vollendeter Bildungszeit im Stande wäre, nach und nach aus meinem Verdienste die Kosten zu decken, ohne der Gemeinde im Mindesten beschwerlich zu fallen. Nun wurde die ganze Gemeinde zusammenberufen, um abzuschließen, ob man mir entsprechen wolle oder nicht. Die Vorsteher wußten aber die Sache so einzulenken und einzukleiden, daß mir die Versammlung einmüthig die erbetene Unterstützung — versagte. Ich hatte einen solchen Entscheid erwartet; er konnte mich wohl schmerzen, aber nicht überraschen.

Von meiner Gemeinde verlassen, wandte ich mich neuerdings an den edeln Menschen- und Armenfreund, Herrn Ed. Pfyffer, der mir durch seine

Fürsprache im Kreise gleichgesinnter Freunde schon nach einigen Tagen einen bedeutenden Beitrag an der benöthigten Summe einhändigte. Nun wollte auch der Gemeinderath nicht den Schein haben, als arbeite er meiner guten Sache geflissentlich entgegen; und siehe da! jetzt ließ er sich einen ganzen Bogen Papier nicht reuen, um mir von geistlicher Hand folgende dringende Empfehlung an die Wohlthätigkeit **auswärtiger** Menschenfreunde verfertigen zu lassen:

Gruß, Hochachtung, Heil, Segenswunsch und demüthige Bitte an jeden günstig geneigten Leser und Wohlthäter!

Das Waisenamt der Gemeinde Luthern, im Oberamte Willisau, Kantons Luzern, bezeugt anmit, auf Verlangen Jakob Birrers, als Vorweiser dieser Schrift, daß er ein ehelicher Sohn von Rochus Birrer und Katharina Eggermann, ein sittlicher, bescheidener, ehrlicher und rechtschaffener Jüngling sei, der aber schon in seinen ersten Kindheitsjahren durch die gräßlichen Kinderblattern das schreckliche Unglück hatte, seines Gesichtes gänzlich beraubt zu werden.

Da er aber neben diesem Gesichtsverluste mit einem gesunden Körper, geraden Gliedern und gutem Verstande und Fähigkeiten begabt ist, so war schon lange seine größte Angelegenheit, als dürftig und ein Sohn armer Eltern, sich dem schädlichen Müssiggang zu entreißen, mit etwas Nützlichem sich zu beschäftigen, dadurch die Zeit nützlich anzuwenden, sein trauriges Schicksal in Etwas zu erleichtern, und sogar in seiner gänzlichen Finsterniß sich dennoch ehrlich durch die Welt zu schwingen, um nicht Andern lästig zu werden.

Da ihm nun zufälliger Weise die für Blinde errichtete Anstalt in Zürich und die daselbst verdienstlich und nützlich zu erlernenden Arbeiten bekannt wurden, so drang dieses so tief in sein Inneres, daß er selbst und sogar einzig die Reise nach Zürich unternahm, sich bei der Vorsteherschaft dieses Instituts unter Anderm auch um die daher erforderlichen Kosten erkundigte, und so wurden ihm von der edeldenkenden Vorsteherschaft, auf die Ueberzeugung seines außerordentlichen Eifers, bemerkten Fähigkeiten und vorzüglich auf die gütige Empfehlung des Hochgeachteten Tit. Herrn Staatsraths Pfyffer von Luzern, schon bestimmte acht Dublonen erlassen, und statt zwanzig Dublonen, sich mit zwölf zu begnügen versprochen.

An diese noch erforderliche Summe sind ihm von seinen Freunden und Verwandten und durch andere aufgesuchte Wohlthäter laut besonderm Verzeichniß, bisher über 100 Fr. mitgetheilt worden.

Da nun aber dieser, mit solchem bedauernswürdigen Zustande behaftete junge Mensch der Erleichterung seines beklagenswürdigen Zustandes sich nahe glaubt, und ihm, für obenbesagte Wohlthat zu genießen, nur noch eine geringe Restanz erforderlich ist, so wendet er sich nochmal an die mitleidigen Gutthäter und ruft jedes mit freigebiger Mildthätigkeit begabte Herz seiner Mitmenschen, die sein trauriges Loos nur vernehmen, aber nicht selbst das Opfer desselben sind, an, sich seiner zu erbarmen und seine inständige Bitte nicht unerhört zu lassen; denn wenn der liebreiche Vater der Barmherzigkeit keinen Trunk Wasser, einem durstigen Mitbruder aus Liebe gereicht, unbelohnt läßt, welche Belohnung wird Derjenige zu erwarten haben, der einen der Unglücklichsten barmherzig seine freigebige Hand öffnet; und was muß ihm

das Bewußtsein, einem solchen mögliche Hülfe geleistet zu haben, für innern Trost und Freude gewähren! und die Segenswünsche werden häufig aus dem mit innigstem Dankgefühl angefüllten Herzen des Begabten in die Höhe empor und durch die Wolken dringen, und solchen Wohlthätern Segen, Glück und Wohlergehen von oben herabrufen.

Geschehen in Luthern, den 2. Jänner 1826.

Der Gemeindeamman:
Joseph Birrer.
Waisenvogt:
Kaspar Dubach.
Verwalter:
Johann Wechsler.

Dieses Obige bescheint und bezeugt

N. Frener,
Leutpriester des Ortes.

Die Aechtheit der obstehenden Unterschriften bezeugt, unter Beisetzung meines amtlichen Siegels,

Willisau, den 12. Jänner 1826.

Der Gerichtsstatthalter:
(L. S.) Joh. Kronenberg.

Versehen mit obigem Schreiben, wanderte ich zuerst nach Zofingen, wo sich Herr Johann Birrer, Musiklehrer daselbst, sehr thätig und erfolgreich seines hülfesuchenden blinden Namensvetters annahm. Dankbar Zofingens Mauern verlassend, schritt ich auf Luzern zu, und hier erfreute mich, auf die Fürsprache des menschenfreundlichen Herrn Oberst Göldli,

Erinnerungen,
Besondere
Lebensfahrten ...



eine mir unbekannte Gesellschaft mit einer sehr großmüthigen Beisteuer.

Jetzt sah ich mich durch die geflossenen Liebesgaben und das von meinem Kleinhandel ersparte Geld für eine Zeit lang gesichert, und reis'te, von meinem Vater begleitet, am ersten Mai 1826 nach Zürich ab. Wie glücklich fühlte ich mich, nach so vielen Schwierigkeiten endlich doch das vorgesteckte Ziel erreicht zu haben!

Wie schwer läßt oft das Gute sich erringen,
Weil viel des Bösen in den Weg sich legt!
Nur mühsam kann ein edler Plan gelingen,
Wenn rings sich Unverstand und Bosheit regt.
Doch wie das Unkraut in dem fetten Korne
Den Halm nur drückt und in die Höhe zwingt,
So dienen Hindernisse dir zum Sporne,
Bis um so herrlicher das Werk gelingt.
Auch nie und nirgends fehlt's an edeln Seelen,
Die gern dir helfen zum ersehnten Ziel.
Ja, laut und freudig darfst du es erzählen:
Es gibt der wahren Menschenfreunde viel.

Meine Institutszeit.

In Zürich angekommen, begab ich mich mit meinem Vater zu dem Präsidenten der Blindenanstalt, Herrn Oberrichter Ulrich, wies ihm meine legalisirten Schriften vor und erhielt von ihm, im Namen der Direktion, die Erlaubniß, die Unterrichtsstunden im Institut unentgeldlich zu besuchen, mit dem Bedeuten, für Kost und Wohnung dann selbst zu sorgen. Beides fand ich noch am gleichen Tage in möglichster Nähe der Anstalt, bei Herrn Heinrich Brunner an der Steingasse. Am Morgen darauf verließ mich mein Vater, und ich eilte mit wahrer Herzensfreude und Lernbegier in die Blindenanstalt. Die wissenschaftlichen Unterrichtsstunden wurden mir täglich lieber; sie konnten auch für mich den Reiz der Neuheit unmöglich verlieren, da ich immer wieder neue, mir unbekannte Dinge zu hören bekam. So wurde in kurzer Zeit mein Denkvermögen angeregt; ein falscher Begriff nach dem andern berichtigte sich; ein Vorurtheil nach dem andern verschwand; Verstand und Gedächtniß nahmen begierig manche nützliche Kenntniß, manche köstliche Lehre in sich auf. Wer aber durch den Unterricht des gewandten und liebevollen Oberlehrers nicht angezogen und angeregt worden

wäre, der hätte durchaus an Kopf und Herz unempfänglich und unempfindlich sein müssen. — Dem wissenschaftlichen Unterrichte waren die Vormittage gewidmet, die Nachmittage aber der Erlernung und Ausübung von Handarbeiten, in welchen ich es durch beharrlichen Fleiß in kurzer Zeit zur nöthigen Fertigkeit brachte.

So erwarb ich mir denn die vollkommene Zufriedenheit der Vorsteherschaft, und der gedruckte siebenzehnte Jahresbericht der Anstalt enthält in dieser Beziehung folgende Stelle:

Der Aufnahme dieses jungen Mannes stellten sich große Hindernisse entgegen, die er aber durch unerschütterliche Ausdauer in Verfolgung seiner lobenswerthen Absicht theilweise zu beseitigen wußte. Durch einen Geistlichen im Kanton Unterwalden hatte er von dem Bestehen der hiesigen Blindenanstalt Nachricht erhalten. Gleich den folgenden Tag ging er nach Luzern, und da er dort nicht die nöthige Auskunft erhielt, so entschloß er sich, ohne Führer, sogleich von Luzern aus, zu Fuß die Reise hieher zu machen. Nachdem er hier, unter gewissen Bedingungen eine zusagende Antwort erhalten hatte, kehrte er allein wieder nach Hause zurück. Die Gemeinde, der er angehörte, mißbilligte sein Vorhaben und verweigerte alle Unterstützung. Birrer ließ sich dadurch nicht abschrecken; er machte sich wieder auf den Weg und fand bei edeln Menschen in der Stadt Luzern und deren Umgebung so viele Unterstützung, daß er doch für einmal auf ein halbes Jahr nach Zürich gehen zu können sich im Stande glaubte. Er zeigte

dieses der Direktion an und erhielt die Erlaubniß, unentgeltlich dem Unterrichte in der Anstalt beiwohnen zu dürfen; jedoch wurde ihm bedeutet, Kost und Logis in einem Privathause zu nehmen. Birrer besuchte die Unterrichtsstunden pünktlich, ist außerordentlich fleißig und hat in Handarbeiten bereits auffallende Fortschritte gemacht.

Als ich an der Jahresprüfung, zu Ende Wintermonates 1826, obigen Bericht, der mit einem so günstigen Zeugnisse endigte, vorlesen hörte: da lachte mir das Herz im Leibe; und als uns dann der Herr Präsident die Frage: „Was heißt es, sich und dem Institute Ehre machen?" zur schriftlichen Beantwortung vorlegte: da gab ich mir alle Mühe, diese Aufgabe so gut als möglich zu lösen, um der öffentlich ausgesprochenen Zufriedenheit würdig zu bleiben und immer würdiger zu werden. Wirklich wurde auch mein kleiner Aufsatz gelobt und zu den besten gezählt.

Das Jahr 1826 ging zu Ende und mit demselben leider auch mein Geldvorrath. Dieß war für mich ein schlimmer Umstand; denn ich hätte so gerne noch länger die Anstalt besucht, und fühlte lebhaft, wie sehr ich einer weitern Bildung bedürfe, wenn diese nicht ein bloßes Stückwerk sein sollte. Die Direktion trug das Ihrige großmüthig bei, um mir zur Erfüllung meines Wunsches zu verhelfen, wie aus folgendem Schreiben zu ersehen ist:

Die Direktion der Blindenanstalt in Zürich gestattete, daß der blinde Jakob Birrer von Luthern, Oberamt Willisau, Kanton Luzern, vom 1. Mai 1826 bis zu Ende des nämlichen Jahres an dem Unterrichte in Handarbeiten in wissenschaftlichen Gegenständen und in der Musik unentgeldlich in der Anstalt Theil nehmen könne.

Birrer hat in dieser Zeit mit unermüdetem Eifer und mit dem besten Erfolge diesen Unterricht genossen. Er hat es in einigen Handarbeiten zur Fertigkeit gebracht, und in andern Fächern nicht unbedeutende Fortschritte gemacht. Die sichere Hoffnung, daß ein weiterer Besuch des Unterrichtes für ihn von größtem Nutzen sein würde, und die Ueberzeugung von Birrers sittlich gutem Charakter haben die Vorsteher der Anstalt bewogen, diesem Blinden, obgleich er im Alter schon vorgerückt ist und einem andern Kantone angehört, in den nächstfolgenden sechs Monaten nicht nur ferner freien Unterricht, sondern für das geringe Abversum von fünf Louisd'or auch Kost, Logis und ganze Verpflegung in dem Instituts-Gebäude angedeihen lassen zu wollen.

Sollten häusliche Verhältnisse dem genannten Blinden das Aufbringen jener Summe unmöglich machen, so möchte man ihn rücksichtlich seines Fleißes und seines moralischen Betragens edeln Menschen zur Unterstützung empfohlen haben.

Zürich, den 2. Januar 1827.

Im Namen der Direktion für die Blindenanstalt:

Heinrich von Orell.
Oberrichter.

Mit obigem Schreiben versehen, kehrte ich in meine Heimath zurück, und stellte an die Gemeinds-

vorsteher das Ansuchen, es möchte mir zur Verlängerung meiner Bildungszeit für den Betrag von fünf Louisd'or Bürgschaft geleistet werden. So unbedeutend diese Summe war und so günstig meine Zeugnisse lauteten, so wurde mir auch dieses Mal von der Gemeinde nicht entsprochen. Ich ließ aber den Muth nicht sinken und eilte nach Luzern zu Herrn Eduard Pfyffer, zu dem ich schon mehrere Male Zuflucht genommen hatte und der als Präsident des Vormundschaftsrathes des Kantons auch amtliche Macht besaß, um mir zu helfen. Er fertigte mir ein Schreiben an die Vorsteher meiner Gemeinde aus, und dieses Schreiben that so schnelle und vortreffliche Wirkung, daß alsobald der gemeindräthliche Beschluß erfolgte, mir für die genannten fünf Louisd'or die gesetzliche Bürgschaft zu leisten.

Gleich nach Empfang des erzwungenen Bürgschaftsscheines trat ich die Rückreise nach Zürich an, außerordentlich froh, die dortige Anstalt noch ferner benutzen zu können. In Luzern begab ich mich zu Herrn Schultheiß Rütimann, um mich seiner fernern Huld zu empfehlen. Da das Wetter überaus stürmisch, die Kälte schneidend war, so erbarmte sich der dienstfertige Menschenfreund des blinden Wanderers, indem er in Abwesenheit seines Dieners eilends ein Billet schrieb, daß ich auf der Post vorweisen solle. Ich that es und da wurde mir ein unentgeltlicher

Platz in dem Postwagen nach Zürich angewiesen. Ich fühlte zum ersten Male, daß sich in einer weichen Kutsche viel behaglicher und weniger mühsam reisen lasse, als auf Schuhmachers Rapp, zumal für einen Blinden und bei so unfreundlicher Witterung. Ohne müde Beine und ohne nasse Füße in dem lieben Zürich angelangt, beeilte ich mich, den Bürgschaftsschein bei dem Präsidium der Anstalt zu hinterlegen, und nun konnte ich zu meiner großen Freude nicht nur den Unterricht in der Anstalt besuchen, sondern auch in derselben wohnen und essen. Dieß brachte mir sehr große Vortheile und Annehmlichkeiten. Die Tischgespräche waren für mich nicht nur unterhaltend, sondern manchmal belehrend. Die Erholungsstunden wurden in traulichem Kreise auf die nützlichste und angenehmste Weise hingebracht. Bald las man uns aus schönen Büchern vor; bald gaben wir uns Räthsel auf, oder trieben andere verstandanregende Spiele; bald stellte man sich an's Klavier, um an einem liebgewordenen Liede Ohr und Herz zu laben.

Im Sommer dieses Jahres hielten sich meine beiden Wohlthäter, Herr Eduard Pfyffer und Herr Landammann Rütimann, als Tagsatzungsgesandte in Zürich auf. Beide beehrten mich mit einem Besuche im Institut und luden mich zu sich zum Mittagessen ein. Ich folgte dankbar der Einladung, und

jeder der beiden Herren entließ mich mit einem großen Thaler.

Ohne von mir einen Zuschuß zu den fünf Louisd'or für das halbe Jahr zu verlangen, wurde mir bis Ende Augusts in der Anstalt zu bleiben gestattet. Nun aber schlug die Stunde meines Abschieds von der theuren Bildungsstätte, von den theuren Unglücksgenossen, von den theuren Lehrern und Vorgesetzten. So weh es mir auch that, die Anstalt zu verlassen, eben so sehr dankte ich dem Himmel für das genossene Glück, meinen Geist einigermaßen ausgebildet und nützliche Arbeiten erlernt zu haben.

Nachträglich verdient noch bemerkt zu werden, daß der Unterricht folgende wissenschaftliche Fächer umfaßte: Jeden Vormittag wurde die erste Stunde dem Religionsunterrichte gewidmet; in den folgenden zwei Stunden wurden abwechselnd Uebungen im Denk- und Zifferrechnen und Lese- und Schreibübungen vorgenommen. Die vierte Stunde wurde entweder zu Gedächtnißübungen oder Vorlesungen aus der Geschichte, und die fünfte ausschließlich für die Musik verwendet. Diejenigen Zöglinge, denen die musikalischen Talente mangelten, nahmen Uebungen in den Fächern, worin sie noch zurück waren, vor. — Nachmittags von 2 — 7 Uhr wurden Handarbeiten verrichtet. Die Knaben flochten Flaschenfutter und

Strohmatten, ferner Boden-Teppiche von Tuch-Enden, Winterschuhe von Stroh, Pferdehaar und Tuch-Enden; Tischteppiche von Wollenstoff und Stroh; aus letzterm auch Taschen für Reisende und für Schulkinder; Sessel von Stroh in verschiedenen Arten von Schnüren, Meerrohr oder Schilf.

Die Mädchen verfertigten seidene Geldbeutel, strickten feine Strümpfe; auch Schuhe wurden verfertigt; ferner Uhrketten von Korallen, Stockbänder, verschiedene Arten breiter und runder Schnüre. Einige fähigere Schülerinnen lieferten sogar Näharbeiten.

Die Vorsteherschaft entließ mich mit nachstehendem Zeugniß:

Der blinde Jakob Birrer von Luthern, Kanton Luzern, brachte es durch eigene beharrliche Bemühungen dahin, daß ihm nach einem Beschluß der Direktion der hiesigen Blinden- und Taubstummenanstalt vom April vorigen Jahres gestattet wurde, dem Unterrichte in diesem Institute ein Jahr hindurch unentgeldlich beiwohnen zu dürfen. Als nach Verfluß von neun Monaten wahrgenommen wurde, daß Birrer, ungeachtet er bereits im Alter bis in's siebenundzwanzigste Jahr vorgerückt war, durch unermüdeten Fleiß und rühmlichen Eifer sehr große Fortschritte in allen Lehrgegenständen und insbesondere in Handarbeiten mache, gestattete ihm die Direktion der Anstalt nicht nur ein längeres Besuchen des Unterrichts, sondern ließ ihm gegen eine äußerst geringe Vergütung auch Kost, Logis und Verpflegung in dem Institute noch auf sieben Monate zu Theil werden.

Jetzt, nach Ablauf dieser Zeit kann dem Jakob Birrer bezeugt werden, daß er sich unter sorgfältiger Benutzung derselben in mehrerlei Handarbeiten eine Fertigkeit erworben habe, die ihn bei günstigen örtlichen Verhältnissen vollkommen in den Stand setzt, sich selbst das Nöthige zu verdienen. Auch im Schreiben und Lesen, im Kopf= und Tafelrechnen und im Klarinetspielen zeigte er Geschicklichkeit.

Sein sittlicher Wandel unterlag während seines Hierseins keinem Tadel.

Zürich, den 13. September 1827.

Der Präsident der Direktion
der Blinden= und Taubstummenanstalt:
Ulrich, Oberrichter.
J. Th. Scherr, Oberlehrer.

Als Leumundszeugniß diene noch folgender, von Herrn Moritz Meier, katholischem Pfarrer zu Zürich, ausgestellter Schein:

»Von dem ehrsamen Jakob Birrer von Luthern wird mit Vergnügen bezeugt, daß er nicht uur seine Religions=pflichten gewissenhaft erfüllt, sondern sich durch gründliche Gottesfurcht auf eine Weise ausgezeichnet habe, welche jede von ihm gehegte Erwartung übertraf. Ehre seinen Eltern! Glück und Segen zu allen Unternehmungen des geachteten Jünglings!«

Zürich, den 14. September 1827.

Moritz Meier,
katholischer Pfarrer.

Wie sich aus diesem pfarramtlichen Zeugnisse entnehmen läßt, versäumte ich den Besuch der Kirche zur größten Seltenheit. An einem regnerischen Sonntage aber verspätete ich mich so sehr, daß ich die Kirche nicht mehr bei rechter Zeit zu erreichen hoffte. Doch that ich mein Möglichstes, und lief so schnell durch die Gassen hin, daß mich Niemand für einen Blinden gehalten haben mag. Doch nein! Eine Person wenigstens bekam es nicht nur zu sehen, sondern ziemlich derb zu fühlen, daß Jemand blindlings, im eigentlichen Sinne des Wortes, über das Straßenpflaster renne. Neben dem Rathhause nämlich stieß ich mit der Brust heftig an eine Milchtanse; ich erschrack sehr und der Stoß that mir weh. Das Klagen war aber nicht an mir und auch nicht an der gestoßenen Tanse, sondern an der Bauerntochter, an deren Rücken die Tanse hing; denn auf den starken unerwarteten Stoß war sie der Länge nach in den Koth hingestürzt. Sie fing an, auf den „groben Knopf" zu schelten. Sobald sie sich aber wieder auf die Beine geschwungen und den blinden Thäter erblickt hatte, verwandelte sich ihr Schelten in ein freundliches Abbitten, auf welches ich freilich auch keinen Anspruch hatte.

Da ich eben in's Gebiet der Anekdoten hinübergeschweift bin, so will ich wenigstens noch eine, die in meine Institutszeit fällt, hier folgen lassen:

An einem schönen Sommerabend spazierte der Herr Oberlehrer Scherr mit uns in das sogenannte Gütli. Dasselbe befindet sich außerhalb der Stadt unweit der Sihl. Es besteht aus einem ebenen Wiesenraume, der ringsum eingezäumt und terassenartig über die Umgebung erhaben ist. Auch ist der Platz mit einem gemauerten Häuschen versehen; darin hat man die nöthige Bequemlichkeit zum Genusse von Erfrischungen; auch dient es zur Aufbewahrung solcher Gegenstände, die man einzig auf dem Belustigungsplatze braucht, wie etwa Stäbe, Bälle und andere Spielsachen. In diesem Häuschen saß ich neben Herrn Scherr, der sein Abendbier einnahm. Da ließ sich in der Wand ein Geräusch hören, wie von Ratten oder Mäusen, nur schien es uns dafür allzu großartig, wenn man sich so ausdrücken darf. Ich hielt mein Ohr an ein großes, in der Wand befindliches Loch, und vernahm das Geräusch deutlich. Hätte mein Ohr gewußt, was für Bursche da drinnen hauseten, so würde ihm wahrscheinlich um sein Leben bange geworden sein. Jetzt riß ich ein Stück Brett weg, steckte die Hand durch das Loch hinein und stieß sogleich auf ein Thier, dem ich keine Zeit zum Entweichen ließ. Fest packte ich es an und riß es heraus. „Ei der Tausend!“ rief Herr Scherr, „du hast ja einen Marder zwischen den Händen.“ Er war ohne Zweifel durch das Kamin

herabgekommen und fand keinen Ausweg mehr. Laß ihn aber los, sonst beißt er dir die Finger ab!" Ich ließ aber nicht los und machte meinem Gefangenen das Beißen unmöglich, indem ich ihm die Schnauze fest zusammendrückte. Ein Taubstummer*) wurde abgeschickt, eilends im nächsten Hause einen Sack zu entlehnen, um den Marder hinein zu thun. Es war gut, daß der Sack bald kam; sonst hätte sich das Thier gewiß meinen müde gewordenen Händen entwunden, zumal da alle Andern mit Abscheu davon liefen, statt mir, wie ich bat, halten zu helfen. Als der Marder im Sacke war, hörte ich hinter der Wand wieder Geräusch. „Vielleicht des Erstern Kamerad oder Kamerädin" — dachte ich! Der errungene Sieg hatte mich noch tapferer gemacht, und mich die Gefahr, gebissen zu werden, vergessen oder verachten lassen. Ich steckte die Hand wieder hinein, und zog wieder einen Marder heraus, den ich ebenfalls einsackte. Siegesfroher und siegesstolzer, als ich, ist gewiß noch kein Feldherr nach glänzend gewonnener Schlacht heim gezogen. Mit meinen Gefangenen zu Hause angekommen, machte ich ihnen den Garaus. Dabei ließ ich sie

---

*) Im Jahr 1826 fing man an, das Blindeninstitut zu einer Blinden- und Taubstummenanstalt zu erweitern.

wohlbedächtlich im zugebundenen Sacke, ergriff sie von außen bei den Köpfen und schlug mit einem Steine darauf, bis sich die Thiere zu regen aufhörten. Jetzt konnte ich den Sack öffnen, ohne ihr Entlaufen zu befürchten. Bei meinem Großvater, der ein Jagdliebhaber war, hatte ich manchem Hasen die Haut abgezogen. Diese Kunst wandte ich nun auf die Marder an und trug die Felle zu einem Kürschner, der mir drei Gulden dafür zahlte.

Mein Handel und meine Verheirathung.

Nach meinem Austritt aus der so wohlthätigen Blindenanstalt wollte ich in meiner Heimathsgemeinde die erlernten Handarbeiten ausüben, überzeugte mich aber bald, daß dieses nicht der rechte Ort dazu sei. Das Meiste, was ich verfertigte, lag außer den Bedürfnissen des Landvolkes; und so sah ich ein, daß ich mich nach einer Stadt zu wenden habe, um mein Brod verdienen zu können. Ich beschloß daher, mich in Luzern nieder zu lassen, um mit der Handarbeit die Fortsetzung meines Kleinhandels zu verbinden. Zu diesem Behufe miethete ich eine Wohnung

mit einem Kramladen. Wenn aber das Geschäft gelingen sollte, so bedurfte ich fremden Beistandes; ich bedurfte einer Weibsperson, mein kleines Hauswesen zu führen und mir im Laden an die Hand zu gehen. Wen ich dafür anzustellen suchen wolle, war bei mir selbst bald ausgemacht. In dem Hause nämlich, wo ich zu Zürich im Anfange meiner Institutszeit zur Kost gegangen war, wohnte eine Jungfer Elisabetha Brändli aus Enge bei Zürich als Modearbeiterin. Ihre Geschicklichkeit, ihr Fleiß und ihr gefälliges, zuvorkommendes Betragen gegen mich hatten meine Aufmerksamkeit so sehr angezogen, daß ich mich nach meiner Entfernung aus jenem Hause oft und gern ihrer erinnerte. Jetzt, in Luzern, hätte ich gewünscht, meine ehemalige schätzbare Tischgenossin zur Haushälterin zu bekommen. Ich ließ ihr dieses schreiben, und erhielt von ihr eine bejahende Antwort, woran ich sehr gezweifelt hatte. Sogleich holte ich sie selbst in Zürich ab, wo Herr Diakon Breitinger bei'm St. Peter sie mit einem Taufscheine nebst kirchlicher Empfehlung versah.

Es hatten mir zu meinem Handel mehrere edle Herren Zürichs bedeutenden Kredit geschenkt. Ich will nur den Herrn Zeller im Balgrist nennen, der mir auf einmal für hundert Franken Seidenwaaren verabreichte. Mit dem großmüthigen Kredit, den ich genoß, vereinigte sich nun die thätige, geschickte

Hülfe meiner Haushälterin. Mein Absatz an Waaren wurde von Tag zu Tag bedeutender und brachte reichlichen Gewinn. So wäre ich in kurzer Zeit zu Etwas gekommen, wenn nicht Betrug und Diebstahl die hoffnungsvollen Blüthen meiner Anstrengungen zerknickt hätten. Ein Tauschhandel mit einem schlechten Juden endete nach Jahr und Tag so, daß ich mich, die Prozeßkosten dazu gerechnet, um mehr als sechshundert Franken schändlich geprellt sah. Die empörende Geschichte soll in einem eigenen Kapitel so gedrängt als möglich erzählt und beleuchtet werden.

Ein fast eben so großes Unglück betraf mich im Wintermonat 1828 auf dem Markte in Hochdorf, wo ich Abends bei'm Einpacken — meine Gehülfin war gerade nicht gegenwärtig — plötzlich eine Kiste vermißte, die für zweiundzwanzig Louisd'or seidene Stoffe enthielt.

Nach gemachter Anzeige dieses Diebstahls wurde noch am gleichen Abend, auf oberamtlichen Befehl hin, ein nahes, schon früher verdächtiges Haus durch die Landjäger untersucht, aber Nichts entdeckt; doch verlangte der Bewohner des Hauses keine Satisfaktion. Alle fernern Nachforschungen blieben fruchtlos, und so war ich um eine, für mich sehr große, Summe bestohlen. Wer mag wohl der Dieb gewesen sein? und lag wohl in dem, einem Blinden gestohlenen Gute mehr Segen oder Fluch? Die erste

Frage wird unbeantwortet bleiben, die zweite gewiß nicht.

Von der Arbeitsliebe, der uneigennützigen Treue und dem guten Gemüthe meiner Haushälterin immer mehr überzeugt, wandelte sich die Werthschätzung nach und nach in eigentliche Liebe um, und der Entschluß kam in mir zur Reife, Herz und Hand ihr anzubieten. Hätte sie mich Blinden verschmäht, ich würde es ihr nicht übel genommen, es würde mich nur gekränkt haben. Doch ihr Herz kam meinen Wünschen entgegen. Dafür aber fand ich desto größere Schwierigkeiten bei den Vätern meiner Gemeinde. Trotz der günstigen Zeugnisse, die ich sowohl von mir als meiner Braut vorzulegen hatte, fanden sie doch für gut, unsere Verbindung, wo möglich, zu hintertreiben, und wiesen mich mit folgendem Aktenstücke ab, welches merkwürdig oder vielmehr erbärmlich genug ist, um es ohne Veränderung des Styls und der Schreibung mit all' seinen unrichtigen Angaben den Lesern mitzutheilen:

Daſ Wayſſen amt Luthern

vor welchem Jakob Birrer, Blind, Sohn von Rochy und der Kathry Egermann, daſ ansuchen geſtelt, das ihm bewilliget werden möchte, ſich mit der Eliſabetha Brändli von Eny auf dem Kanton Zürich, Tochter vo NB. NB. NB. NB. zu verehelichen.

betrachtent: daſ der Petent bekent, und vorgiebt er sei an dem letſten Markt zu Hochdorf für ſieben Zehen Neu-Ludor wahren beſtohlen worden; worauf es ſich von unſerſeite vermuthen laſt, ſeine verliebte ſey entweder zu fein, oder zu thum.

betrachtent: daſ daſ Wayſſenamt Luthern für den Petent als unterſtützung an die Direktion der Blindanſtalt in Zürich unterm 9ten 8bris 1827. 80 Fr. begabt, was er jedoch unter heutigem Dattum d. 2ten Jener 1829 wieder um zurückerſtattet worden.

betrachtent: daſ der Petent von Armen mittelloſen Aeltern gebohren, und auf ſeinem handel und Gewärb ſehr gefährlich ſcheint, eine alfallige nachkommenſchaft zu erziehen und zu unterhalten,

betrachtent: daß es unß um ſo mehr gefährlich ſcheint, ſich mit einer Züricherin zu vermählen, da in dorten die Ehe nur als ein bürgerlichen Vertrag, nicht aber als ein hl. Sakrament geachtet wird.

betrachtent: daſ unſ noch über dieſ an guten Zeugniſen und ihrer ehrlichen herkunft, ſowohl über ihre Perſohn, als über den erwerb, der Vier hundert Franken mangelt.

Mit hinſicht auf das Geſetz vom 30 Xbris 1814 §. 2.

Befunden

den Petent in ſeinem begehren abzuweiſſen, und es ſoll ihm dieſer Schlus als abſchlag dienen.

So gegeben in Luthern d. 2ten Jener 1829.

Der Gemeindeamman: Joseph Birrer.

Wayſenvogt: Joſt Peter.

Verwalter: Johann Wechsler.

Mancher Leser mag vielleicht obige Verweigerung billigen, in der Meinung, daß überhaupt ein Blinder niemals heirathen sollte. Wenn ich diese Meinung, die man fast eine lieblose nennen könnte, zu widerlegen suche, so berufe ich mich nicht etwa nur auf die eigene, zu meinen Gunsten sprechende Erfahrung, sondern namentlich auch auf das, was in dieser Beziehung von wahren Menschenfreunden, die mit Sachkenntniß über das Blindenwesen geschrieben haben, ausgesprochen worden ist. Hält nicht Jeder eine brave Gattin für die treueste und sicherste Führerin durch's Erdenleben? Wer bedarf aber mehr der Führung als ein Blinder? Und wer möchte nicht von Herzen wünschen, daß er so gut, als immer möglich, geführt werde? Nun denn, warum sollte man den Blinden unbedingt vom ehelichen Stande ausschließen wollen? Es ist zwar nicht zu läugnen, daß die Wahl und Führung einer solchen Ehe, so wie die Erziehung der Kinder, manche Schwierigkeit haben, die bei Sehenden wegfällt. Aber eben so wenig ist zu läugnen, daß durch viele Fälle die Ueberwindlichkeit dieser Schwierigkeiten bewiesen worden, und daß keine fremde, selbst keine verwandte Person im Stande ist, dem Blinden das zu sein, was eine wackere Gattin. Diese, nicht von glänzenden Aussichten angelockt, geht die Verbindung mit dem edeln Entschlüsse ein, Leben und

Liebe, einem unglücklichen Manne zu weihen. So bringt sie Licht in ein dunkles Leben, streut Rosen auf einen dornenvollen Pfad. An ihrer Seite verlebt der unglücklich Genannte tausend glückliche Stunden; an ihrer Seite übt er mit Lust und Fleiß die erlernten Arbeiten aus; denn sie ist es, die ihm Alles in die Hände spielt, ihm das Auge leiht, wo er desselben bedarf, und in jeder Hinsicht das Zweckmäßigste anordnet, um sein Geschäft leicht und einträglich zu machen.

Für solche Betrachtungen war nun freilich meine Gemeinde so unreif, daß man sich schon darum nicht sehr über obigen Beschluß wundern darf. Da ich aber auf dem Wege der Güte und Ueberzeugung meinen Zweck nicht erreichte, so schlug ich den Weg des strengen Rechtes ein, und wandte mich an Herrn Felber, damaligem Präsidenten des Civilrathes des Kantons Luzern, nachdem von meiner Braut die vierhundert Franken, welche sie laut Gesetz als Kantonsfremde vorzuweisen hatte, bei Herrn Kasimir Pfyffer, damaligen öffentlichen Notar, hinterlegt worden waren. Doch die Sache wurde auf die lange Bank geschoben; denn erst nach zwei Monaten gab der Civilrath sein für mich ungünstiges Gutachten dem täglichen Rathe ein. Dieser aber bewies mehr Vernunft und Aufklärung, indem er folgenden Beschluß erließ:

Auszug

aus dem Verhandlungsprotokoll des täglichen Raths der Stadt und Republik Luzern in seiner Sitzung vom 7. März 1829.

Ueber das von dem blinden Jakob Birrer von Luthern, im Gerichtsbezirke und Oberamte Willisau, unterm 18. Jenner letzthin anher gestellte bittliche Ansuchen um die Bewilligung, sich mit Elisabetha Brändli aus Enge bei Zürich verehelichen zu dürfen; was ihm von dem Waisenamt seiner bemeldeten Heimathsgemeinde erstinstanzlich, und zwar laut schriftlichen Abschlag vom 2. gleichen Monats, verweigert worden ist;

hat der tägliche Rath,

nach angehörtem Bericht seines Civilraths, welcher den Kläger mündlich, das Waisenamt Luthern hingegen, da letzteres auf mündliche Einvernahme verzichtete, schriftlich des Nähern angehört hat;

betrachtend, daß kein gesetzlicher Grund zur Verweigerung der nachgesucht werdenden Heirathsbewilligung vorhanden ist;

erkennt:

1) Dem Jakob Birrer sei gegen Erfüllung der gesetzlichen Bedingnisse gestattet, sich mit seiner Verlobten zu verehlichen.

2) Die des vorwaltenden Geschäftes wegen erloffenen Kosten seien gegenseitig aufgehoben.

3) Gegenwärtige Erkanntniß ist dem Waisename Luthern und dem Petenten mittelst Protokollauszuges zur Kenntniß zu bringen.

Dem Protokoll gleichlautend.

Der Staatsschreiber:

(L. S.) K. M. Kopp.

So sehr wir beide uns freuten, nach Beseitigung so vieler Hindernisse unsere gegenseitige Liebe und Treue vor dem Altare bestätigen zu können, eben so tief schlug uns die Betrachtung unseres ökonomischen Zustandes nieder, der sich immer mißlicher zu gestalten anfing. Wie wäre es aber auch anders möglich gewesen? Achtzig Franken hatte ich eben an die Gemeindskasse zurückbezahlt, als Tilgung der während der Institutszeit vorgeschossenen Summe. In die gleiche Kasse mußte ich bei meiner Verheirathung, nach gesetzlicher Vorschrift, 64 Franken entrichten; ferner kostete es mich 36 Franken für päpstliche Dispensen, und dazu kamen noch bedeutende Kopulationsgebühren. Doch dieses Alles hätte sich leicht wieder erschwingen lassen, wenn es mit meinem Handel besser gegangen wäre. Theils häufige Abwesenheit aus dem Hause und vielfaches Hin- und Herreisen wegen der Heirathsangelegenheit, theils auch feindliche Verleumdungen hatten mich in letzter Zeit so sehr um Kredit und Kunden gebracht, daß ich endlich dem Drange der Umstände weichen und meinen Handel aufgeben mußte, was man um so eher begreifen wird, nachdem schon oben auf die empfindlichen Geldverluste hingewiesen wurde, deren wichtigster nachfolgend näher beleuchtet wird.

Zitation und erstinstanzlicher Akten, so wie der darin bezeichneten Belege und Depositionen, auch darüberhin gemachtem Rechtssatz über die an's Recht gestellte Frage: »Ob Jakob Birrer berechtigt sei, sich für eine an Isaak Moser führende Ansprache von 395 Frkn. 5 Btzn. auf der für die am 18. October 1831 mit Pfand und Arrest belegte Kaufmannswaare haftenden Kaution von 500 Frkn. bezahlt zu zu machen, oder aber nicht?« — worüber das hochw. geschworne Siebner-Landgericht in Schwyz den 1. Dezember 1831 zu Gunsten des Jakob Birrer ausgesprochen hat — nach vergeblicher Aufforderung zu Ueberlassung an einem gütlichen Spruch — mit Urtheil und Recht erkannt:

Weil durch die Frachtzettel hinlänglich erwiesen, daß die verarrestirte Waare ein Eigenthum des Bollag gewesen, hingegen nicht dargethan werden konnte, daß selbe dem Isaak Moser eigenthümlich angehörte, so soll aus diesen und andern Gründen von Michael Bollag wohl appellirt werden, und das vom w. w. geschwornen Siebner-Landgericht am 7. Dezember 1831 ausgesprochene Urtheil aufgehoben, Jakob Birrer mit seiner Pretention auf die von Hrn. Landeshauptmann Castell geleistete Kaution abgewiesen und Michael Bollag berechtigt sein, diese letzte frei zur Hand zu nehmen, und so folglicher Birrer in die dieses Handels wegen rechtlich erloffenen Kosten verfällt sein.

Reding, Landschreiber.

Noch zur Stunde kann ich nicht begreifen, wie es möglich war, mir meine rechte Sache so zu verdrehen. Wohl müssen Juden und Richter im Bunde gewesen sein, und ich bilde mir ein, es habe sich an

einigen der letztern die Richtigkeit folgenden Räthsels bewährt:

> Sag' Räthselrather, sage mir geschwind,
> Worin die Richter gleich den Mauern sind?"
> Auflösung:
> „Worin? ei nun, das ist ja leicht zu fassen,
> Darin, daß sie sich auch bestechen lassen."

Da sich die Juden vermuthlich einigen Kalk zum Bestechen nicht reuen ließen, so kann ich es mir denn freilich erklären, daß sie mit ihrer schlechten Sache obsiegten. Als Beweis ihrer betrügerischen Kniffe, die, wenn man gewollt hätte, so leicht zu erkennen und zu stürzen gewesen wären, will ich nur zwei Dinge berühren.

Die Gebrüder Bollag legten eine, auf ihren Namen ausgestellte Faktura vor über drei Stücke Hirschbergertuch von Ries und Compagnie, Hebräer in Zürich, datirt vom 20. October 1831. Diese drei Stücke Tuch hatte ich aber schon zwei Tage vorher mit Arrest belegt. Mithin war den Juden mit dem falschen Fakturscheine die Fatalität begegnet, daß sie das richtige Datum, dasjenige seiner Ausfertigung, setzen ließen. Dieser Umstand hätte vor einem andern Gerichte sehr zu meinen Gunsten geredet; hier aber hätten tausend Beweise für mein Recht mir nichts geholfen. Ferner beriefen sich meine

Gegner auf einen Fakturschein, betreffend ein von Rappersweil gekommenes, an Gebrüder Bollag adressirtes Ballot. Dieses berührte mich aber gar nicht, indem ich eine gepackte Kiste, uud kein Ballot arrestirt hatte.

Meine Entrüstung über das Vorgefallene war so groß, daß ich nachher gegen Herrn Landammann Richli, Gastwirth, in Gegenwart von vier Appellationsrichtern, mich äußerte, man habe auf die schändlichste, ungerechteste Weise zu Gunsten der Hebräer, einen armen Familienvater um das Seinige gebracht; und als der Landammann warnend zu mir sagte: „Nehmet euch in Acht, was ihr redet!" da gab ich zur Antwort: „Und wenn man mich gerade zu verviertheilen drohte, ich schwiege nicht; auch bin ich nicht der Erste, welcher mit Recht über die Schlechtigkeit des Kantonsgerichtes Klage führt." Auf diese Worte blieben die vier Herren mäuschenstill. Traurig, wo keine Gesetze walten, wo ein Rechtsanwalt jede Aeußerung der Richter und Zeugen zu Gunsten seiner Partei durch Ueberreichung von zehn Schillingen zu erkaufen hat. Wenn da ein Richter oder ein Zeuge gewandt und unverschämt genug ist, wechselsweise jetzt für die eine und dann wieder für die andere Partei ein günstiges Wort zu äußern, so bekommt er schnell die Tasche voll Papiere, deren

jedes zehn Schillinge enthält. O du gesegnetes Richteramt!

Viele Sachkenner haben mir seither versichert, daß ich jetzt, bei besserer Gerichtsordnung, meinen Prozeß nicht mehr verlieren würde. Um so weher aber thut mir der erlittene Verlust.

Meine Sterne gehen unter.

Als ich von Schwyz nach Hause kam und meiner Frau den Ausgang des Prozesses erzählte, warf sie voll Bestürzung ihre Arbeit bei Seite und gab sich so sehr den Thränen und dem Jammer hin, daß mir um ihren Geisteszustand bange ward. Es währte lange, bis sie ruhiger wurde und sich wieder zu fassen wußte. Ihr Kummer wurde noch dadurch erhöht, daß seit einiger Zeit, wegen der sich immer mehrenden Zahl von Modearbeiterinnen, ihr Verdienst bedeutend abgenommen hatte. Da sie sich schon damals ziemlich auf's Frisiren verstand, so schlug ich ihr vor, diese Kunst gründlich zu erlernen, um sie dann als eigentlichen Beruf auszuüben. Wirklich trat sie im Frühjahr 1832 bei Frau Hegi in Zürich in die Lehre, kam nach einem Vierteljahre wieder heim und übte den

erlernten Beruf mit dem besten Erfolge aus. Sie bekam so viel zu thun, daß sie eine beständige Gehülfin anstellen mußte. Eben so fehlte es auch mir nicht an hinlänglicher Handarbeit. Unsere häuslichen Umstände besserten sich auf die erfreulichste Weise, und wir fingen an, uns glücklich zu fühlen. Die Krone unseres Glückes aber waren zwei muntere, hoffnungsvolle Kinder, ein Knabe, geboren im Jahr 1829, und ein Mädchen, geboren 1830. Doch uur auf kurze Zeit sollte ich des Lebens recht froh werden. Schon zu Anfang des Jahres 1834 fing meine Gattin zu kränkeln an. Gleichwohl setzte sie noch geraume Zeit mit Mühe und Schmerzen ihre Geschäfte fort. Sie meinte das Uebel besiegen zu können; aber ach, bald besiegte es sie. Die Krankheit wurde so ernsthaft und gefährlich, daß die Arme beständig das Bett hüten mußte. In banger Eile machte ich mich auf den Weg nach Zürich, um dort ärztlichen Rath zu holen. Auf dieser Reise begegnete mir spät Abends in Horgen ein Unfall, der mir leicht das Leben hätte kosten können, in einem Zeitpunkte, wo der Wunsch, einem theuren Wesen das Leben zu retten, meine ganze Seele erfüllte. Da nämlich der Dorfbach während des heißen Sommers völlig ausgetrocknet war, so machte er nicht, wie früher, sich mir durch sein Rauschen kund. Dieses Merkmales ermangelnd, kam ich auf meiner Wande-

rung bei dem Bache an, ohne daran zu denken, und stürzte plötzlich häuptlings in den tiefen Bach. Wäre der Grund desselben nicht mit Brettern belegt gewesen, so hätte sich ohne Zweifel mein Schädel an den Steinen zerschellt. Obgleich der Sturz mit keiner bedeutenden Kopfverletzung verbunden war, so lag ich doch besinnungslos und hülflos da, bis der menschenfreundliche Nachtwächter herbeikam, mir heraushalf und mich zu Herrn Marx Widmer führte, in dessen Hause sich besser übernachten ließ, als im Dorfbach. Der Nachtwächter, den ich fragte, wie er mich bemerkt habe, erzählt, ein Knecht, der mich gesehen, sei gekommen und habe gesagt: „Da oben im Bach liegt ein Besoffener!“ Er habe dann dem Knechte befohlen, diesem Menschen aufzuhelfen, aber zur Antwort erhalten: „Was geht mich der Saufbruder an? Er hat nun Zeit, dort seinen Rausch zu verschlafen.“ Nun sei er selbst hingegangen und habe da eben mich aufgefunden.

Daß mich der Knecht für einen Berauschten hielt, durfte ich ihm schon um des Zeitpunktes willen nicht übel nehmen. Es war am Ende der Weinlese; der gewaltige 1834er Sauser überwarf bekanntlich gar Manchem den Kopf. Daß bei mir aber ein ganz anderer Umstand zu Grunde liege, wer konnte sogleich daran denken?

Ich hatte mir vorgenommen, zu dem berühmten Herrn Doktor Schönlein zu gehen, wovon ich mich aber mit meinem mageren Beutel abschrecken ließ, als mir gewiße Leute sagten, der große fremde Doktor lasse sich seine Räthe gar theuer bezahlen. Man wies mich zu Herrn Doktor Berger, der mir unentgeldliche und liebreiche Audienz ertheilte. Zu rathen und zu helfen wußte er freilich auch nicht, sondern zog aus meiner Erzählung den traurigen, aber richtigen Schluß, die Umstände meiner Frau seien zu gefährlich und die Sache zu lange angestanden, als daß auf Rettung zu hoffen wäre. Betrübt kehrte ich heim, und mein Herz verbot mir, der Kranken die völlige Wahrheit zu sagen. Am 8. Wintermonat brachte man sie in den Spital, wo ihr die so segensreich wirkenden barmherzigen Schwestern die liebevollste Theilnahme und sorgfältigste Pflege angedeihen ließen. Dessen ungeachtet verschlimmerten sich ihre Umstände und mehrten sich ihre Leiden von Tag zu Tag, bis sie nach wiederholten Blutstürzen am 11. Christmonat verschied.

Der Verlust meiner theuern Lebensgefährtin beugte mich so sehr nieder und griff mich so sehr an, daß ich in stumpfer Betäubung mehrere Tage, in fieberhafter Schlaflosigkeit mehrere Nächte zubrachte. Als endlich mein Schmerz ruhiger und meine Seele wieder des Trostes und der Hoffnung empfäng-

lich wurde: da glaubte ich Trost und Hoffnung zu finden in meinen zwei Kindern, besonders dem Knaben, der bereits die Schule besuchte, und nach dem Zeugnisse des Lehrers durch vorzügliches Talent, verbunden mit seltsamem Fleiße, sich auszeichnete. Wirklich saß der Knabe auch bei Hause immer über seinem Büchlein; so daß ich, um seine Kräfte zu schonen, ihn oft vom Lernen abhalten mußte. Damit er sich erholen könne, und sein Körper nicht auf Kosten des Geistes Noth leide, ging ich nicht selten in's Freie mit ihm. Wenn er aber am Lernen war, ließ er sich manchmal sehr ungerne zu einem Spaziergange bereden. Das Lob des Lehrers und meine eigenen Wahrnehmungen an dem geliebten Söhnchen waren lindernder, ja heilender Balsam für mein wundes Herz. Aber ach! an mir sollten sich die Worte bestätigen:

Wenn ein Arzt die Wunde, fast geheilet,
Grausam schneidend, neuerdings zertheilet;
Sein Beginnen, wir begreifen's nicht.
Ach! so schlägt der Himmelsvater Wunden,
Die er scheinbar herrlich läßt gesunden,
Bis das Herz in neuem Jammer bricht.

Den 18. Heumonat 1835 besuchte Johannes zum letzten Male die Schule. Ein heftiger Krankheitsanfall warf ihn in's Bett; siebenzehn Tage lang lag

er da unter großen Schmerzen, aber mit eben so großer Geduld und Ergebung. Den 5. August, Abends 10 Uhr, nachdem er über eine Stunde mit den heftigsten Gichtern gekämpft hatte, schlossen sich seine Augen, und sein Geist schwang sich zu einem höhern Bildungsorte empor. Bei Oeffnung des Kopfes fand es sich, daß der Knabe an der Kopfwassersucht gelitten; laut ärztlichem Zeugnisse enthielt das Gehirn über ein Glas voll Wasser.

Ich fände keine Worte, um die Zerrissenheit meines Herzens über diesen Verlust zu schildern. Ich gab die eigene Hausführung auf und ging zur Kost. Mein Töchterchen, das noch mein einziger Trost für die Zukunft ist, wurde bei seinem Taufpathen untergebracht. Nach Verlauf eines Jahres aber übernahm ich wieder die Sorge für mein Kind, ich ließ es gute Schulen besuchen, zuletzt diejenige des Landtöchter-Institutes in Zürich, was, bei meinem spärlichen Erwerb, von mir ein großes Opfer erforderte. Ich fand jedoch einen schönen Ersatz für diese, mir nicht selten sehr schwer fallenden Ausgaben in den schnellen Fortschritten meines lieben Kindes, welche es sowohl in Hinsicht seiner Schulkenntnisse, als auch in weiblichen Handarbeiten machte. — Seit Neujahr 1844 that ich es in die Lehre zu einer geschickten Schneiderin in Zürich, bei welcher es mit großer Lust und Liebe zum Geschäft arbeitet, so daß es nach

Beendigung seiner Lehrzeit selbstständig sein Brod wird verdienen können.

Auf mich selbst beschränkt, suchte ich mein Brod durch Handarbeit zu verdienen. Es wollte aber damit nicht recht gehen, weil mir in ökonomischer Hinsicht zur Anschaffung der gehörigen Materialien die Hände gebunden waren, und deßwegen mancher größere Verdienst mir entging. Die Noth trieb mich, auf neue Erwerbsmittel auszugehen; und mit dieser Zeit beginnt auch ein neuer Abschnitt meines Lebens.

Bevor wir aber über denselben eintreten, wollen wir noch einmal in die Vergangenheit zurückkehren, um durch einiges Anekdotenartige die Leser ein wenig schadlos zu halten für die Geduld, die sie bei dem vielen Trockenen, wenn auch nicht Unwichtigen, das oben vorkommt, brauchen mußten.

Was wir nämlich nachzuholen haben, ist die Erzählung von

Zwei Schlittenfahrten seltsamer Art.

Als ich im Jänner 1829 im Wirthshause bei einem Glase Bier saß, äußerte ein Gast, wie erwünscht ihm eine Gelegenheit wäre, im Schlitten nach Zürich zu fahren. Da mich meine Heirathsangelegenheit spätestens in einigen Tagen nach Zürich zu reisen nöthigte, so redete ich mit dem Herrn ab, daß ich für Schlitten und Pferd sorge, er dann bis

nach Zürich den Fuhrmann mache und mir an den Kosten einen halben Thaler bezahle. Dessen wohl zufrieden fuhr er am Morgen mit mir ab. Auf dem Albis aber wollte er zu meinem Erstaunen aussteigen. Ich bemerkte ihm umsonst, daß er sich verpflichtet habe, mit mir bis nach Zürich zu kommen; doch brachte ich ihn noch dazu, mich die schwierige Bergstraße hinab bis Adlisweil zu begleiten, wo er dann durchaus bleiben zu müssen vorgab. Die übrigen andertbalb Stunden mußte ich Blinder also den Fuhrmann machen. Ich getraute mir nicht, im Schlitten zu bleiben, sondern tappte sorgfältig vor dem Gaule her, den ich am Zügel führte So ging es freilich langsam, aber sicher; und langsam kommt ja auch zum Ziel.

Nun aber ward mir bange wegen der Rückreise, die ich allein machen zu müssen voraussah. Doch auch hier führte mir der Himmel einen Begleiter zu, in der Person eines Schneidergesellen, dessen Wanderung nach Luzern gerichtet war. Ich nahm ihn unentgeldlich in meinen Schlitten auf, wofür er sich verbindlich machte, bis nach Luzern mitzukommen. Aber ein widriger Dämon entführte mir auch dieses Mal meinen Begleiter, bevor ich das Ziel der Reise erreicht hatte. Als wir nämlich in Gyslikon, zwei Stunden diesseits Luzern, bei'm Zollhause, das zugleich Wirthshaus ist, anhielten, erklärte mein schlot-

ternder Schneider mit stotternder Stimme, daß er zu sehr friere, um heute noch bis Luzern zu fahren. Das war ihm wohl zu glauben; denn weder sein Körper noch dessen Einhüllung waren geeignet, dem rauhen Januar die Spitze zu bieten. Wenn nur ich Blinder dadurch nicht in neue Verlegenheit gerathen wäre! Doch „frisch gewagt ist halb gewonnen," dachte ich, und blieb im Schlitten sitzen, und überließ das Uebrige dem treuen Pferde. Ich war noch eine halbe Stunde von der Stadt, als der Schlitten auf einmal ganz sanft zu gehen anfing. Ich vermuthete gleich, das Pferd werde von der Straße in den unangebahnten Schnee abgewichen seien, wovon ich mich bei'm Aussteigen und Befühlen des Bodens völlig überzeugte. Ich zäumte das Pferd durch Anbinden an den Schlitten zurück, um es am Ausreißen zu verhindern, und fand, dem Schlittengleise folgend, die Straße bald wieder auf. Nachdem ich das Pferd mit dem Schlitten wieder in dieselbe hineingeführt hatte und eingesessen war, so gab ich dem Pferde einen so tüchtigen Peitschenhieb, daß es in vollem Galoppe davon jagte. Da keine gefährlichen Stellen folgten, so ließ ich ihm freien Lauf, und meinte noch weit vom Ziele zu sein, als schon der Renner vor seinem Stalle stillstand. Der Eigenthümer des Pferdes sagte mir, betreffend dessen Abweichen von der

Straße, daß eine nahe Scheune, wo es früher eingestallt gewesen sei, es dazu verleitet habe.

Im Jänner 1830 fuhr ich mit meiner Frau auf den Markt in Sursee. Obgleich ich das Leitseil hielt und die Peitsche führte, so trug doch sie das Meiste zum guten Fortgange bei, indem sie mir Alles ankündete, was ein „Hüst“ oder „Hott“ oder ein „Oha“ erforderlich machte. Als wir von Sursee wieder abreisen wollten, fand sich unser Schlitten nicht mehr vor. Ein Weinhändler von Gerliswyl war, nach des Knechtes Aussage, darin abgereis't, und hatte den seinigen zurückgelassen, der viel schlechter war. Für diese Verwechslung, die kaum anders als mit Vorsatz geschehen sein konnte, machte ich den Wirth verantwortlich und forderte ihn auf, den Schlitten wieder herzuschaffen, mit der Bemerkung, daß für jeden Tag, wo er noch nicht da sei, an den Lohnkutscher, dem der Schlitten gehöre, ein Gulden zu bezahlen sei. Meine Frau und ich mußten uns nun freilich bequemen, in dem lotterigen Schlitten des Weinhändlers heimzufahren. Nach einigen Tagen kam dann Bericht, der von uns nach Sursee gebrachte Schlitten sei wieder dort und könne gegen Zurückgabe des andern abgeholt werden. Ich zeigte dieses dem Kutscher, von dem ich den Schlitten entlehnt hatte, an. Er sagte mir aber, er selbst habe nicht Zeit, nach Sursee zu fahren, um den Schlitten

auszutauschen. Er wolle mir indessen sein sicherstes Pferd, das den Weg gut kenne, mitgeben; dann könne ich füglich selbst und ganz allein fahren. Ich that es, und sowohl die Hin- als die Herfahrt gingen ohne den mindesten Unfall von Statten; denn Folgendes, das sich auf der Hinfahrt ereignete, kann man wohl nicht einen Unfall nennen. Auf einmal nämlich hielt das Pferd in seinem gemächtlichen Laufe inne, wandte sich seitwärts, fing an, etwas zu fressen, und wollte sich nicht mehr vorwärts treiben lassen. „Du hast doch gewiß kein Gras angetroffen," dachte ich, stieg aus und überzeugte mich durch Fühlen und Tappen, daß sich hier dicht an der Straße eine Scheune befinde, deren Tenne mit Hafer zum Dreschen überlegt sei. Dieser eben hatte mein Pferd in Versuchung geführt und pflichtvergessen gemacht. Mitten in dieser Frevelthat kam jetzt der Bauer herbeigesprungen und rief mir zu: „Wart', du unverschämter Dieb, dir will ich zeigen, wem der Hafer gehört!" „Verzeihet, ich bin ein blinder Mann, und das Pferd hatte den Verstand nicht besser," entgegnete ich ihm. Erst wollte er gar nicht glauben, daß ich blind sei; als er aber nicht mehr zweifeln konnte, ward er ganz freundlich und half mir gefällig weiter, mit der Versicherung, der Hafer, den mein Pferd gefressen, reue ihn nicht im Mindesten.

Mein Bücherhandel im Kanton Zürich.

Nachdem ich, wie oben erzählt, der Gattin und des einen Kindes durch den Tod beraubt, das noch lebende in gute Versorgung gebracht war, wollte es mir nicht gelingen, in Luzern mein Auskommen zu finden. Wie von einer Ahnung getrieben, ergriff ich meinen Wanderstab und steuerte, ein Glücksritter zu Fuß, auf den Kanton Zürich los. Hier wandte ich mich vor Allem aus an den Herrn Seminardirektor Scherr, meinen ehemaligen Lehrer, dem ich so Vieles zu danken habe. Theilnehmend hörte er die Erzählung meines Schicksals und meiner gegenwärtigen mißlichen Umstände an, sprach mir Muth ein und machte mir einen Vorschlag, wie ich für einstweilen zu meinem und Anderer Nutzen die Zeit zubringen könnte. „Ihr könnet," sagte er, „gute Volksschriften, deren eben mehrere neu erschienen sind, von Dorf zu Dorf, ja von Hause zu Hause in hiesigem Kantone feil tragen und verbreiten. Es wird sich gewiß ein befriedigender Absatz ergeben; die Lehrer werden überall das Ihrige dazu beitragen,

indem sie die Schriften Kindern und Erwachsenen anempfehlen, und werden, wo die Wege euch noch fremd sind, euch als Führer mittelbar oder unmittelbar an die Hand gehen. Machet mit diesem Hausiren den Versuch! Mißlingt er, oder geht die Sache nur eine Zeit lang gut, so wird sich schon wieder eine Hülfsquelle entdecken lassen." Dieser Vorschlag erregte mir im ersten Augenblicke allerlei Bedenken und Zweifel. Doch ich dachte: „Wer Nichts wagt, gewinnt Nichts," und setzte vorzüglich mein Vertrauen auf das Empfehlungsschreiben, welches Herr Director Scherr mir sogleich auszufertigen die Güte hatte. Es lautet folgendermaßen:

Der Träger dieses, Jakob Birrer von Luthern aus dem Kanton Luzern, erblindete schon in früher Jugend durch einen Unglücksfall. Er zeigte immer ein eifriges Bestreben, durch eigene Anstrengung ein ehrliches Auskommen sich zu sichern, und suchte durch allerlei nützliche Handarbeiten sein Brod zu verdienen. In letzter Zeit wollte ihm aber dieß nicht mehr gelingen. Da entschloß er sich, einen Hausirhandel mit Volksschriften zu versuchen. Hierdurch könnte der doppelte Vortheil erreicht werden, einerseits, daß die Verbreitung guter Volksschriften erleichtert würde, anderseits, daß ein unglücklicher, aber thätiger Mann sein Auskommen fände.

In dieser Hinsicht erlaubt sich der Unterzeichnete, den blinden Birrer jedem Menschenfreunde, insbesondere den

Schullehrern und Freunden der Volksbildung, zum Schutze und zur gütigen Wegleitung zu empfehlen.

Küsnach, den 25. Januar 1837.

J. Th. Scherr,
Seminardirektor.

Als ich diese Empfehlung dem Polizeirathe vorwies, setzte er derselben folgende verdankenswerthe Worte bei:

Das Hausiren mit Volksschriften ist dem Jakob Birrer unentgeldlich bewilligt.

Zürich, 26. Jänner 1837.

Der Sekretär des Polizeirathes:
Trichtinger.

So trat ich denn, von der Buchhandlung der Herren Orell, Füßli und Compagnie mit einer bedeutenden Portion Volksschriften versehen, die Wanderung durch den Kanton Zürich an, welche so ziemlich das ganze Jahr 1837 ausfüllte.

Mit dankbarem Herzen gegen die Lehrer des Kantons Zürich spreche ich es öffentlich aus, wie liebreich sie mich überall empfingen, wie gastfreundlich mich viele beherbergten und wie dienstfertig mir Alle selbst oder durch gute, verständige Schulknaben den Weg wiesen. Vielleicht lies't mancher dieser kleinen

Führer dieses Büchlein auch, und dann sage er: „Der blinde Mann hat auch meinen Dienst, den ich ihm so gerne leistete, nicht vergessen."

Wenn ich dächte, meine Leser wären Liebhaber vom Gähnen, so wollte ich ihnen meinen Bücherwandel und Bücherhandel Schritt für Schritt, lang und breit erzählen. Ich wäre im Stande, ihnen zu sagen, wie man mir in jedem Flecken, Dorf und Dörflein begegnet, wo ich viel, wo wenig angebracht, wo zu Mittag und wo zu Nacht gegessen habe. Allein ihr rufet mir zu: Verschone uns mit solchem Zeug. Wenn du doch erzählt haben mußt, so hebe einzelne Züge hervor, die dir merkwürdig oder unterhaltend scheinen! Einem Hausirer kann es unmöglich an kleinen Abenteuern und interessanten Auftritten fehlen." Wenn ihr das glaubet, so will ich es wohl wagen, und einige derartige Gerichte auftischen, die aber euren Gaumen nicht sehr letzen werden, sintemal sie nicht in der Küche eines gewürzreichen Romanschreibers zubereitet worden sind.

Zwei hölzerne Wegweiser.

In Klein-Adelfingen fragte ich einen Mann, welches der Weg nach Trüllikon und ob nirgends ein Abweg sei. Er gab mir zur Antwyrt: „Gönd nu alli Wyl i der Straß furt, bis er zu der hölzene Stuhd chümmed, det müend er denn rechts schla.“ Mit diesem Bescheid war mir nicht viel besser gedient, als wenn man Dem, der Etwas verloren hat, sagt: „Legg es Hüfeli Salz derzue!“ Als ich ein wenig weiter gegangen war, erhob sich ein heftiges Gewitter; es geschah so nahe bei mir ein krachender Blitzschlag, daß ich mich eigentlich elektrisch ergriffen fühlte und wirklich bei mir selbst dachte: „Der Blitz zerschmettert mich.“ Als der Schlag vorüber war, brauchte es einige Augenblicke Ueberlegung, bis ich wußte, ob ich noch zu den Lebenden oder schon zu den Todten gehöre. Jetzt fing die Gewitterwolke sich zu entleeren an; ich suchte nach einem Baume, der mich einigermaßen beschirmen würde, stieß aber zuerst auf die „Stuhd,“ von der mir der Mann gesprochen. „Nun hat,“ dachte ich, „der Zufall mich doch den hölzernen Wegweiser finden lassen, den ich sonst, trotz jenes hölzernen Wegweisers von Fleisch und Bein nicht gefunden hätte.“

Die neu Lehr.

Eine Frau zu Flach, der ich meine Büchlein feil bot, überraschte mich mit der Frage: „Sind ihr öppe dä, wo die neu Lehr verkauft?“ „O nein!“ entgegnete ich ihr; „wo man die neue Lehre hat, da verkauft man sie nicht; man behält sie für sich und freut sich des theuren Gutes.“

Sie. Eigentlich weiß ich gar nicht, was die neue Lehre ist; ich sehe nur, daß in der Schule Alles ganz anders getrieben wird, als zu meiner Zeit; und doch meinte man es damals auch recht zu machen.

Ich. Habt ihr denn Etwas gegen die neue Lehre?

Sie. Ich möchte sie rühmen und schelten. Mein Kind ist erst acht Jahre alt und kann besser lesen und schreiben, als ich. Das kommt ohne anders von der neuen Lehre her; denn ich habe es bis zum achten Jahre mit Noth zum Buchstabiren gebracht, und bin doch wahrhaftig auch kein Dummkopf; ich und mein Kind haben sonst die gleichen „Genium.“ Dagegen will mir das nicht gefallen, daß man heut zu Tag in der Schule so wenig von Gott sagt, das Fragstücklein nicht mehr auswendig lernen läßt und vom Psalmensingen nichts mehr wissen will. Man

sollte doch die Religion mehr in Betracht ziehen, damit man nicht einst sagen muß: „Je gelehrter, desto verkehrter.“

Ich. Seht, Frau, ihr versteht die Sachen alle nicht recht, und redet, wie ich glaube, ziemlich in den Tag hinein. Das ist euch gar nicht übel zu nehmen. Ich selbst bin auch kein Kenner der neuen Lehre. So viel ich aber hören und merken konnte, ist die neue Lehre nichts Anderes, als die verbesserte alte. Man hat nicht den Leib, sondern das Kleid umgeschaffen. Euere Besorgniß wegen der Religion ist gewiß ungegründet; ihr werdet es bald sehen. Ich frage euch einmal: Leget ihr den Sonntagsrock auch an, wenn ihr den Garten mit Gülle beschüttet?

Sie. Was sagt ihr doch? Ich glaube fast, ihr seid ein Spötter.

Ich. Keineswegs; sondern ich meine: Gleichwie ein schöner Rock für gemeine Arbeit zu köstlich ist und dabei beschmutzt wird, eben so war es mehr eine Entheiligung als eine Heiligung der Religion, wenn man den ABC-Schützen zu dem mörderischen Buchstabiren religiöse Bücher in die Hand gab. Solche Bücher, wenn auch manche in anderer Gestalt, hat man jetzt so gut als ehemals; aber sie sind bestimmt für diejenigen Kinder, welche den Inhalt zu verstehen vermögen; und ohne Verstehen des Religiösen ist ja keine Erbauung denkbar.

Sie. Ich könnte euch das Gesagte nicht umstoßen; nur kommt es mir fast zu gelehrt vor; und Niemand benimmt mir den Argwohn, die Sache sei doch nicht recht lauter.

Der Mann ist Meister und nicht die Frau.

In D. trat ich in ein Haus, wo eine Frau meinem „Gott grüß euch!“ mit den Worten zuvorkam: „Bewahr' Gott! wir brauchen Nichts; fort! fort:“ —

Ich. Laßt mich doch zuerst reden! Ihr wißt ja noch nicht einmal, was ich eigentlich will.

Sie. Freilich weiß ich's. Ihr hausiret mit Büchern; unser Lieseli hat euch bei'm Schulmeister gesehen. Aber Bücher haben wir mehr als genug; ich kann euch noch zu kaufen geben.

Ich. So laßt doch euere Bücher sehen!

Sie. Ja, es sind eigentlich nur alte. Wir verkaufen Käs, und da hat der Mann sie zum Einmachen angeschafft. Aber es stehen recht erbauliche Dinge in diesen Büchern; einige sind sogar lateinisch, und wer weiß, wie viel mancher Gelehrte darum gäb', wenn er's wüßt'? Wie wär's, wenn wir einen Tausch machten?

Nun wollte sie mir für eines meiner Bücher eines von den ihrigen geben, wenn ich noch einen Bock (4 Batzen) zulege; denn das ihrige sei größer und habe Schlößli nebst einem goldenen Schnitte gehabt. Ich verließ das Haus mit der Bemerkung, wenn der Mann da wäre, so würde er mir wahrscheinlich Etwas abkaufen. „So wenig als ich," entgegnete sie, „und wenn er auch wollte, ich ließe es nicht geschehen."

Kaum war ich aber eine Viertelstunde fort, so kam der unterdessen heimgekommene Käshändler, mich aufzusuchen, kaufte mir Mehreres ab und sagte: Es ist mir leid, daß euch meine Frau so begegnet ist: sie hält eben mehr auf einen Schilling, als auf das schönste Büchlein; ich habe ihr aber auch tüchtig den Text gelesen.

Ein Gegenstück zu dem Vorhergehenden.

Auf meiner Reise durch Rheinbaiern kam ich in das Städtchen S. Als ich daselbst in das Haus eines angesehenen Bürgers trat, um denselben zur Subscription auf mein Büchlein einzuladen, nahm mir die Frau des Mannes die Subscriptionsliste ab, um zu

unterzeichnen, womit ihr Gatte aber keineswegs zufrieden war, sondern nach einem heftigen Wortwechsel mit ihr mir die Subscriptionsliste zu Füßen warf. Ohne ein Wort zu verlieren, verließ ich das Haus und begab mich bald darauf in mein Logis.

Es währte nicht lange, so erschien ein kleines Mädchen bei mir, welches jene Frau abgeschickt hatte, mich zu ersuchen, doch nach einigen Stunden wieder bei ihr vorzukommen, um in Abwesenheit ihres Mannes ihre Unterschrift entgegen zu nehmen. Ich stellte mich auch pünktlich ein. Unglücklicher Weise kam zur selben Zeit der noch nicht erwartete Ehemann wieder zurück, der nun seine Frau mit den unsaubersten Schimpfreden überhäufte; die Frau nahm solche aber keineswegs ruhig hin und so mußte ich der Ohrenzeuge eines mir doppelt uninteressanten Auftrittes sein.

Auf mein Bemerken: die Frau möchte mir nur die Subscriptionsliste ohne ihre Unterschrift wieder zurück geben, da ich nicht unschuldige Ursache häuslichen Zwistes sein wollte — erwiederte mir die Frau:

„Ich will aber das Büchleiu haben; mein Mann ist ein sehr unhumaner Mensch, der lieber 10 Thaler verspielt, als für ein lehrreiches Büchlein für mich und unsre Kinder einige Kreuzer zu geben. Ich bezahle übrigens dasselbe aus meinem Vermögen; denn was meinem Manne gehört, das ist auch das Meine, und ich will doch einmal sehen, ob ich mit

dem Meinen nicht thun kann was ich will. Ich bin Herr im Hause und dabei bleibt's."

Auf diese Aeußerung der Frau eröffneten ihre Kinder, die Alles mit angehört hatten, ein lautes beifälliges Gelächter und der so zurecht gewiesene Ehemann entfernte sich schweigend, während dessen mir die Frau die unterschriebene Subscriptionsliste zurückgab. —

Aehnliche Auftritte habe ich oft erlebt und gar häufig bei solchen Menschen, welche Ansprüche auf Bildung machen, die Religion stets im Munde führen und keine Gelegenheit vorbeigehen lassen, Andere zur christlichen Liebe zu ermahnen. Leider bedenken solche Leute nicht, daß ein gutes Beispiel mehr wirkt, als alle klingenden Worte vermögen. Böse Beispiele dagegen verderben gute Sitten! Das ist ein altes, aber wahres Sprüchlein, welches ich insbesondere allen Eltern recht ans Herz legen möchte, die sich nicht einmal in Gegenwart ihrer Kinder geniren, sich tagtäglich zanken oder wohl gar noch zu thätlichen Beleidigungen greifen. In wie manches junge Herz mag dadurch schon frühzeitig der Same der Zanksucht gesäet sein! O bedenkt das, Ihr Eltern! Geht Euren Kindern stets mit einem guten Beispiele voran; das ist weit besser, als wenn ihr ihnen die besten Ermahnungen gebt, und dabei doch selbst nicht so handelt, wie ihr lehrt!

Nicht ist's genug das Wort des Herrn
Zu wissen und zu lehren:
Ein Jeder muß auch frei und gern
Es durch die That bewähren
Und durch ein gottgefäll'ges Leben
Den Andern gutes Beispiel geben.
Wer Gutes lehrt und Gutes übt,
Zeigt, daß er Gott erst wahrhaft liebt.

Der reumüthige Beleidiger.

An einer dunkeln Nacht kehrte ich um acht Uhr Abends von Wollishofen nach Zürich zurück. In der Enge stieß ich plötzlich, Brust gegen Brust, an einen Mann, den ich nicht kommen gehört hatte. Der heftige Stoß muß ihn nicht minder erschreckt und geschmerzt haben, als mich, und zudem vermuthete er eine böse Absicht; denn alsobald ergriff er mich fluchend bei'm Kragen und schmieß mich auf den Boden, mit den Worten: „Ich will gewiß machen, daß du ein ander Mal die Leute unangetastet lässest.“ Ich erhob mich, setzte ihm die Nägel in's Gesicht und sagte: „Was habt ihr gegen mich? Ich bin ein blinder Mann; das Ausweichen wäre eher an euch gewesen. Kaum hatte er das Wort „blind“ gehört,

so nahm er einen andern Ton an. „Was? blind? Ist's möglich? Verzeiht! hab' es nicht gewußt. Kommt doch mit mir." Er führte mich in ein nahes Gasthaus, ließ für sich und mich vom besten Wein und Braten kommen, und hörte nicht auf, mich zu bitten, daß ich ihm doch seine Grobheit nicht übel nehmen möchte; er habe mich für einen boshaften Nachtschwärmer gehalten und mein Kommen so wenig bemerkt, als ich das seinige. Ich versicherte ihn meiner völligen Verzeihung, und es war mir gar nicht unangenehm, zur Besiegelung unserer Versöhnung noch einmal und noch einmal auf seine Gesundheit zu trinken. Schon lange hatte ich aufbrechen wollen; er hinderte mich immer daran und füllte mir wieder das Glas. Als ich mich endlich nicht länger halten ließ, sagte er: „Um meine Schuld vollends abzubüßen, will ich euch jetzt noch bis nach Hause begleiten." Ich ließ es mir gefallen. Arm in Arm gingen wir weiter und sagten zu einander, wie merkwürdig es doch sei, daß jene höchst unsanfte Berührung uns nun in eine so sanfte gebracht habe. Ganz sanft war sie eigentlich auch jetzt nicht; denn oft war es, als wollte der Eine den Andern stoßen oder auf die Seite ziehen. An diesem Schwanken waren wir aber nicht selbst Schuld, sondern der 1834, welcher Beiden ordentlich in den Kopf gestiegen war.

Lebensgefahr.

An einem kalten Novembertage des verflossenen Jahres wollte ich mich zu Leuten im untern Hard begeben, und schlug einen noch nie gemachten Weg ein. Man sagte mir aber, ich könne nicht fehlen. Mit sichern Schritten wanderte ich darauf los, und patsch! fiel ich in's Wasser. „Das ist die Limmat, du mußt ertrinken," war mein erster Gedanke. Ich fühlte jedoch Grund und vermochte mich wieder auf die Beine zu schwingen. Das Wasser war gerade so tief, daß mit genauer Noth Mund und Nase darüber hervorragten. Ich hielt mich an der Ufermauer fest, um nicht weggeschwemmt zu werden, und schrie aus vollem Halse um Hülfe. Zum Glücke waren zwei Männer in der Nähe, die eilends herbeikamen und mich aus dem Wasser zogen. Als sie sahen, daß ich blind sei, so sagten sie: „Es ist aber auch eine Dummheit, allein zu wandern, wenn man blind ist. Wie leicht hätte es der Fall sein können, daß Niemand in der Nähe gewesen wäre; und lange hättet ihr es in diesem Strudel nicht ausgehalten." Meine Lebensretter führten mich in das nächste Haus;

es war gerade dasjenige, wohin ich mich hatte verfügen wollen. Ich konnte kaum allein stehen und kaum einige Worte des Dankes stammeln; so sehr zitterte ich vor Frost und Schrecken. Man holte mir 1834er zur Erwärmung. Ich schüttete hastig ein Paar Gläser hinunter und nahm dann gerne ein warmes Bett an. Hier verfiel ich in heftigen Schweiß, konnte aber nichts desto weniger sehr gut schlafen, und am Morgen stand ich völlig hergestellt auf. Die Spur des gestrigen Bades war an mir selbst viel bälder verschwunden, als an meinen Kleidern und einigen Büchlein und Schriften, die ich bei mir getragen. „Wie gut ist es," dachte ich, „daß du deine Bücherkiste nicht auf dem Rücken hattest; es wäre ohne anders um dich geschehen gewesen." „Ganz richtig," wird mancher Leser mir sagen. „Das Hausiren ist d'rum eben nichts für einen Blinden. Wenn du es nicht aufgibst, so geht es dir noch, wie dem blinden Boten Simon Moser im Tirol, der endlich auf seiner Wanderung in einen Bach fiel und den Tod fand.

Ich suche nun freilich bei meinem Hausiren nicht den Tod, sondern mein Auskommen; sehe indessen wohl ein, mit wie vielen Gefahren es verbunden ist, und trachte immer mehr darnach, zur Ausübung der im Blindeninstitute erlernten Handarbeiten zurückzukehren; denn das Herumziehen ist für einen Blinden

nicht nur gefährlich, sondern setzt ihn dem Verdachte aus, er sei arbeitsscheu und suche auf Kosten Anderer zu leben. Auch ich habe schon hören müssen, mein Bücherhandel sei bloß ein vornehmer Müssiggang. Mir aber konnte die Sache bisher gar nicht so vorkommen, besonders wenn ich bei Wind und Wetter wandern mußte und unter der Last meiner Bücherkiste fast einsank. Mein Wunsch ist darum der, daß dieses Büchlein durch zahlreichen Absatz mich in den Stand setze, die zu gedeihlicher Arbeit nöthigen Materialien anzuschaffen; dann will ich wieder auf Leib und Leben Teppiche, Strohmatten, Sesselsitze, Flaschenfutter, Körbchen und Winterschuhe verfertigen, in stiller Häuslichkeit meinen Geist an den bunten Erinnerungen der Vergangenheit weiden, und getrost der Zukunft entgegen schauen.

Bin ich nur frei von Nahrungssorgen,
Verzicht' ich gern auf's Erdenlicht;
Am frohen Auferstehungsmorgen
Entgeht das Ewige mir nicht.

Erprobte Regeln für den blinden Wanderer.

Schon unzählige Male hörte ich auf meinen Wanderungen von Sehenden die Aeußerung: „Wie ist es euch doch möglich, so allein den Weg zu finden? Gewiß müsset ihr noch etwas Schein haben?" Wenn ich dann betheuerte, daß ich stockblind sei, so kam ihnen die Sache durchaus unbegreiflich und wunderbar vor. Und doch beruht die Möglichkeit, als Nichtsehender ohne Führer zu wandern, auf sehr einfachen und natürlichen Regeln. Diese macht jeder Blinde sich selbst, und die Noth ist sein Lehrmeister. Auch ich habe mir solche gemacht und erlaube mir, dieselben in Kurzem mitzutheilen. Vielleicht lies't diese Andeutungen mancher mit einigem Interesse. Daß ich damit mehr über mich selbst Aufschluß geben, als Andere belehren will, versteht sich von selbst; denn die Sehenden sind so glücklich, dießfälliger Belehrung gar nicht zu bedürfen und was meine Unglücksgefährten betrifft, so fühle ich mich weder fähig noch berufen, ihnen Regeln irgend einer Art vorzuschreiben.

Bei allen Verrichtungen, so auch bei'm Gehen, muß der Blinde den fehlenden Gesichtssinn durch

desto größere Anstrengung und Uebung der übrigen Sinne so viel als möglich zu ersetzen suchen. Während die Sehenden sich bei'm Gehen ausschließlich auf das Auge verlassen, muß der Blinde seine Zuflucht zum Gefühl, Gehör und Geruch nehmen. Begreiflich, daß er mit diesen drei Mitteln immer noch viel übler daran ist, als der Sehende mit seinem einzigen, dem ja immerhin die übrigen auch zu Gebote stehen; und eben so begreiflich, daß der Blinde weit mehr, als der Sehende, Verstand und Gedächtniß zu Hülfe nehmen muß, um sich mit einem neuen Wege bekannt zu machen, oder einen schon bekannten wieder zu finden.

Will der Blinde durch eine Stadt gehen, oder in derselben herum, so bedarf er das erste Mal eines Führers. Von diesem lasse er sich recht Vieles erklären und benennen. Er erkundige sich, wenn er mit ihm durch eine Hauptstraße geht, besonders auch darnach, wie viele Nebengassen sich auf jeder Seite befinden, wie dieselben heißen, ob sie steil oder eben, breit oder enge, lang oder kurz seien.

Er gebe genau Acht auf jedes Geräusch, das sich regelmäßig hören läßt, und das ihn also nachher bei'm Alleingehen leiten kann; z. B. das Geräusch von Flüssen, Brunnen, Mühlen, Sägen und Schmiedewerkstätten. Eben so verschaffe er sich vermittelst des Geruches so viele leitende Merkmale als möglich.

Dazu bietet sich ihm in Städten vielfältige Gelegenheit dar; denn hier finden sich Apotheken, Färbereien, Gerbereien, Schlachthäuser, Bäckereien, Spezereiläden, Pferdeställe u. s. w. Alle diese Oerter lasse sich der Blinde durch die Nase dem Gedächtnisse zuführen; so wird ihm dieses das Gehen ohne Führer sehr erleichtern.

Er thut gewöhnlich besser, den Häusern nachzugehen, als die Mitte der Straße zu halten, besonders wenn er bald in eine Seitengasse abzulenken hat. Zwar nimmt er diese Gassen schon durch den Zug und Druck der Luft und durch den Schall der Fußtritte wahr; nur muß er sich in Acht nehmen, daß er nicht einen offenen Hausgang für ein Nebengäßchen halte: ein Irrthum, der mir wirklich schon begegnet ist.

Kommt ihm ein Gefährt nach oder entgegen, so weiche er bei Zeiten und mit Sorgfalt aus. Er stelle sich hinter einen Wehrstein, wenn gerade ein solcher vorhanden ist, oder schmiege sich an eine Hausthüre hin, oder lenke in eine Seitengasse ab, wenn er eine solche ganz nahe weiß. Dann warte er ein Weilchen, um nicht etwa unter ein anderes Gefährt hinzulaufen, das er des ersten wegen nicht kommen hörte. Bei jedem Gerassel halte er so lange inne, bis er die Fußtritte der Leute wieder hören kann. Sonst rennt er häufig an Jemanden an, namentlich an leise auf-

tretende Frauenzimmer, die schnell mit einem Schrei des Entsetzens in ein „Impertinent" ausbrechen, aber auch eben so schnell, den Thäter erkennend, zur höflichsten, mitleidigsten Abbitte schreiten. Bei'm Entgegenkommen von Schirmen nehme er sich in Acht, daß die Stäbe derselben ihm nicht in's Gesicht fahren. Blind würde er freilich nicht, wenn ihm die scharfen Spitzen auch die Augäpfel aufritzen; allein für die Sehenden wären seine ausgeronnenen Augen ein gar ärgerlicher Anblick.

Die Erfahrung hat mich belehrt, wie gefahrvoll für den Blinden das Gehen über hölzerne Brücken sein kann, wo sehr oft bei Ausbesserungen einzelne Bretter weggenommen werden. Schon zwei Male, auf der Schwertbrücke in Zürich und auf der Hofbrücke in Luzern, lief ich Gefahr, in den Strom zu stürzen; doch war ich jedes Mal so glücklich, auf einen Balken hinzutreten und die Gefahr frühe genug zu bemerken. Um aber nicht zuletzt in der Gefahr umzukommen, erkundige ich mich jetzt vorher, ob an der Brücke, über die mein Weg führt, keine Ausbesserungen vorgenommen werden.

In der Regel kann sich der Blinde in Städten leichter und gefahrloser zurechtfinden, als in Dörfern; denn hier sind die Straßen und Häuserreihen weniger gerade und regelmäßig; hier befinden sich Bäche, schlechte Stege, Mistwürfe, Jauchlöcher, Kellerstiegen,

so daß der Blinde jeden Augenblick auf eine Gefahr stößt. Hat er aber, auch in der ungünstigsten Ortschaft, sich auf seinen Gängen mehrere Male begleiten lassen, die erforderlichen Aufschlüsse eingezogen und sich durch genaues Aufmerken und Nachdenken von allen Wegen und Abwegen eine Zeichnung vor seiner Seele entworfen: dann wird er es auch hier zu einer Selbstständigkeit bringen, die Sehende in ein übertriebenes Erstaunen setzt, das den Blinden fast stolz machen dürfte. Und wenn er es wirklich wäre, müßte man nicht zugeben, er habe ein gewisses Recht dazu, sein Stolz sei ein verzeihlicher? wofern es überhaupt einen verzeihlichen Stolz gibt. Ich denke ja, und will aus Erfahrung sagen, warum. Für den Sehenden ist das Gehen mehr ein Müssiggehen, als ein Arbeiten; Nichts ist dabei bethätigt, als die Beine; was die Augen thun, merken sie nicht einmal. Wir Blinde aber müssen bei'm Gehen unabläßig nicht nur alle unsere Sinne, den Geschmack ausgenommen, sondern auch unsern Geist anstrengen, um beständig zu wissen, auf welcher Stelle des Weges wir uns ungefähr befinden, um das Ablenken in einen Nebenweg nicht zu vergessen, um jedem Hindernisse zur rechten Zeit auszuweichen u. s. w. Dächten wir während des Gehens etwas Fremdartigem nach, oder ließen wir uns durch irgend ein ungewöhnliches

Geräusch zerstreuen, so würden wir bald in völlige Verwirrung gerathen, und ohne die Auskunft eines Sehenden nur mit Mühe, oder vielleicht gar nicht, wieder in's rechte Geleise kommen. Der blinde Wanderer ist in dieser Beziehung mit einem ungeübten Drescher zu vergleichen, der, um den Takt beibehalten zu können, bei sich selbst beständig zählen muß, oder es wenigstens nicht wagen darf, sich in das Gespräch der übrigen Drescher zu mischen. Mir scheint — beiläufig gesagt — aus Obigem hervorzugehen, daß ein Blinder viel weniger, als ein Sehender, um einer herumziehenden Lebensart willen, den Vorwurf eines Müssiggängers verdiene; und doch ist man mit diesem Namen gegen Meinesgleichen oft erstaunlich freigebig.

Es ist für den Blinden ein sehr hinderlicher, oft gefährlicher Umstand, wenn seit seiner frühern Durchreise Verbesserungen oder Veränderungen in den Straßen vorgenommen oder angefangen worden sind. Einige Male schon kam ich auf meinen Wanderungen durch den Kanton Zürich in den Fall, an Stellen, wo neue Straßenanlagen die alte Straße abschnitten und dann plötzlich endeten, lange Zeit warten zu müssen, bis zufällig Jemand kam oder sich in der Nähe hören ließ, der mir wieder auf den rechten

Weg helfen konnte. Man wird begreifen, daß Solches weder gesund noch angenehm ist, besonders im Winter; da könnte man vor lauter Harren am Ende ganz und gar erstarren.

Uebrigens hat der Winter wegen des Schnee's für den blinden Wanderer eine vortheilhafte Seite. Durch das Fahren und Laufen werden nämlich die Wege fest, und der lockere unangebahnte Schnee daneben, der sich von dem angebahnten leicht durch's Auftreten unterscheiden läßt, weis't ihn bei jeder Abweichung wieder zurecht. Besser ist's, wenn sehr viel, als wenn sehr wenig Schnee liegt; in diesem Falle ist eine Verirrung gar wohl möglich, weil die angebahnten und unangebahnten Stellen zu wenig gegen einander abstechen. Bei Schnee und Wind soll der Blinde sich vor denjenigen Wegen hüten, die wenig begangen werden und in denen sich tiefe Stellen mit zugewehten Schneemassen vorfinden. Was den Wind insbesondere betrifft, so muß ich sagen, daß derselbe dem blinden Wanderer immer ein Hinderniß ist. Bei großer Heftigkeit kann er mich ganz außer Fassung bringen und mir die Ohren betäuben, daß ich mich auf ihren wichtigen Dienst gar nicht mehr verlassen kann. Ist dieses doch schon der Fall bei einem blos vorübergehenden Geräusche. Nähert sich

mir z. B. auf einem Wege ein Trommelschläger, so muß ich, um mich nicht zu verwirren und dann zu verirren, stille stehen, bis er mir etwa zwanzig Schritte vom Leibe ist.

Auch heftiger Regen ist sehr hinderlich; und begleitet ihn dann gar noch starker Wind, so fühlt der blinde Wanderer sich doppelt übel daran. Wind und Regen sind seine Nacht. Erst vor Kurzem verfehlte ich ein mir wohlbekanntes Haus nur darum, weil das Rauschen des daneben stehenden Brunnens von demjenigen des Windes und des Dachrinnenwassers übertönt wurde.

Bei meinen Wanderungen gebrauche ich die Vorsicht, mich immer genau nach den Stellen zu erkundigen, wo zwei oder mehrere Wege zusammenstoßen, damit ich nicht eine falsche Richtung einschlage. Sagt man mir z. B., nach einer Stunde müsse ich rechts ablenken, und schon vorher seien zwei Abwege, der eine auf der linken Seite, eine Viertelstunde von hier, der andere auf der rechten, eine halbe Stunde von hier: so halte ich mich zuerst auf der rechten Seite der Straße, bis ich glaube, den ersten Abweg hinter mir zu haben. Dann gehe ich auf der linken Seite, um nicht in den zweiten Abweg zu gerathen. Ehe ich aber eine Stunde gelaufen bin, so vertausche ich die linke Seite wieder mit der rechten, um den Seitenweg, den ich einschlagen soll, nicht zu verfehlen.

Bei'm Eintritt in Häuser sei der Blinde sehr behutsam, theils um nicht selbst Schaden zu nehmen, theils um nicht Schaden zu verursachen. Auch hier kann ich aus Erfahrung reden. In Luzern ging ich auf ein Haus zu, neben dessen Haupteingang eine Glasthüre in einen Laden führte. Ich verfehlte die Hausthüre und wollte die Ladenthüre öffnen. Es war kalt und ich hatte Handschuhe an, so daß ich das Glas nicht fühlte. Da nun die Thüre nicht aufgehen wollte, gab ich ihr mit beiden Händen einen kräftigen Stoß, und es erfolgte ein schreckliches Krachen und Klingeln, das mich nicht weniger als sechszehn Batzen kostete. Ohne Handschuhe wäre mir dieses nicht begegnet. Darum sollten eben wir Blinde überhaupt keine Handschuhe tragen, auch bei der größten Kälte nicht. Wie gerne rühmen wir uns nicht dessen, daß wir mit den Fingern sehen können! So ist denn ein Blinder, der Handschuhe trägt, eben so thöricht, als ein Sehender, der sich die Augen verbindet.

Da Vielen diese Regeln nicht recht einleuchten, ja Mancher von dem Schicksal des Blinden keinen klaren Begriff hat, obschon er gegen denselben aufrichtige Theilnahme äußert, so dienen ihm folgende Anekdoten zur Beleuchtung derselben:

Vor circa drei Jahren, als ich den Kanton Thurgau durchreis'te, begab ich mich in B. in ein

Haus, worin sich zwei alte Jungfrauen befanden, welche die größte Theilnahme über mein Schicksal bezeugten, ja Thränen vergossen, da mir kein Sonnenstrahl leuchte, sondern mich nur die schwarze Nacht umschwebe, und ich gar nie ein Licht erblicken könne. Ich tröstete sie aber mit den Worten, daß der Allgütige die ganze Natur erhalte, mithin auch für den Blinden sorge und sein Schicksal dadurch erleichtere, daß er ihm auf seiner Wanderung überall gute Menschen an die Hand führe, die ihm mit Rath und That väterlich beistehen. Als ich meinen Abschied nahm, faßten sie mich beide zitternd an der Hand, und die Eine rief der Magd, Namens Magdalena zu: „Thüend doch die Kuchenthüre uuf, daß 's ä chli Heiteri uf d'Stäge uße git, es goht en stockblindä Ma abe.“

Dieses geschah also in Folge der großen Theilnahme.

Aus Folgendem ergiebt sich das Gegentheil.

Im St. Gallischen, nahe am Rhein, mußte ich in einem Gasthofe über Nacht bleiben. Beim Nachtessen fiel es mir sehr auf, daß sich kein dortiger Bürger in der Wirthsstube zeigte, um nur sein Glas Wein zu trinken. An dem Ofen saßen die alte Wirthin und ihr Mann; sie beschäftigten sich mit dem Aufknacken der Nüsse. Die Erstere sagte: „Gell, Anderes,

es wär doch kummod, wenn mer alliwil blindi Gastig hätten.“ Ich fragte sie, warum sie das wünsche? Sie antwortete: „Mein lieber Herr! nicht wegen dem, daß viele Blinde sein sollen, numä, daß mer viel Cherzen ersparen könnten.“ Ich fragte: „Was muß ein Blinder weniger bezahlen, als ein Sehender? Sie erwiederte: „Was denked er au, es chost ja glich vill!“ „So will ich ein Licht haben, antwortete ich, „um meinen Taback anzuzünden.“ Darauf rief sie verdrießlich der Köchin Theresie zu: „Bringet ein Licht; der blinde Herr will es mit aller Gewalt haben.“ Nach einer kleinen Weile bezahlte ich meine Zeche und verlangte in das Schlafzimmer. Als ich fragte, ob Wasser vorhanden sei, antwortete die Magd, ob ich in der Nacht Durst bekomme; ich erwiederte: „Das weiß ich noch nicht; hingegen will ich Wasser haben.“ Als sie mein Begehren erfüllt, verlangte ich eine Serviette. Sie sagte: „Waschet ihr euch denn jeden Tag?“ Ich erwiederte: „Ja, wenn man jeden Tag im Staub und Schweiß marschiren muß, so ist das Waschen eine Nothwendigkeit.“ Ich deckte das Bett ab und fand kein sauberes Leintuch, wovon ich mich durch den Geruch und das Gefühl überzeugte. Sie widerstritt es anfänglich, sprach aber hernach, es sei Jemand nur eine Nacht darin gelegen. Ich antwortete: „Es ist genug; es ist ein

Erforderniß für den Blinden, sich stets reinlich zu halten." Als die Frau die Leintücher der Magd übergab, murrte sie und sprach: „Ich habe mich trompirt; ich wünschte lieber einen Sehenden, als einen Blinden zu beherbergen!"

Vergleichende Betrachtungen

über

Blinde und Taubstumme,

mit

besonderer Berücksichtigung ihres physischen und geistigen Zustandes.

Ich fand in meinem Lebensberufe oft Gelegenheit, in gesellschaftliche Privatverbindungen zu treten, wo man die Frage behandelte: welcher von Beiden der Glücklichere sei, der Blinde oder der Taubstumme? Bisweilen habe ich sagen hören, der Blinde sei nicht sehr zu beklagen und befinde sich in einer weniger unglücklichen Lage, als der Taubstumme, obschon dieser, ungeachtet seiner Gebrechlichkeit, wenigstens des kostbaren Vortheils genieße, die prächtigen Schauspiele der Natur sehen und betrachten zu können.

Ich kann versichern, daß die meisten Personen, mit denen ich über diesen Punkt in Berührung kam, behaupteten, der Taubstumme habe an einem bessern Schicksale Antheil, als der Blinde, obschon dieser auch einigermaßen das Glück genießen könne. Ja, unter Zehn habe ich Neun gefunden, die dieser Ansicht waren.

Von mehren Direktoren der Taubstummen-Institute wurde mir hingegen noch kürzlich die Bemerkung, daß man es nicht ausmitteln könne, welcher von beiden Unglücklichen der Unglücklichste sei; so will ich denn jetzt einmal nach eigener Erfahrung diese Frage näher beleuchten und es dem Rechtsspruche der geneigten Leser anheim stellen, hierin zu entscheiden.

Unter allen Uebeln, die das Menschengeschlecht betrüben, und die in den weisen unabänderlichen Plan treten, nach welchem Gott das Weltall und die Menschen lenkt, sind die Blindheit, das Stumm- und Taubsein unstreitig diejenigen, welche den Menschen in die traurigste und bejammernswürdigste Lage versetzen.

Um die Frage richtig beantworten zu können: „welcher von Beiden der Unglücklichere sei, der Blinde oder der Taubstumme?“ so finde ich es passend, über die Lage beider Klassen eine Vergleichung zu machen.

In dem ganzen Zustande der Blindheit und des Mangels der unendlichen Genüsse, welche uns der

herrliche Anblick und Wechsel der Natur verschafft, und worin ferner die Abhängigkeit besteht, in welche uns der Verlust des Gesichtes versetzt, welche oft unüberwindliche Hindernisse zeigt, die dem Blinden auf seiner irdischen Pilgerfahrt entgegen treten; in diesem Zustande, sage ich, kann man die Wahrheit, welche sich nichts desto weniger auf die Erfahrung gründet, keineswegs bestreiten, daß nämlich der Blindgeborene verschiedene Vortheile besitzt, die dem Taubgeborenen abgehen.

Wenn wir nämlich beide Arten, Blind- und Taubgeborene, zuerst mit einander in Vergleichung setzen, so erhalten wir folgende Resultate:

Der Blindgeborene, der also von frühester Jugend an, wie er in dieses Erdenleben tritt, des Augenlichtes beraubt ist, wird nicht selten, wenn nicht besondere Mittel bei seiner Erziehung angewandt werden, eine Beute der Schlaffheit und Steifheit, so daß gewöhnlich alle seine Sinne nach und nach ersterben, und er beinahe einem leblosen Gegenstande gleicht. Ganz besonders tritt diese Eigenschaft bei ihm ein, wenn er zu essen verlangt; denn er kennt nichts Anderes auf dieser Erde, als die Stillung des Hungers und Durstes. Das Gegentheil hiervon zeigt sich bei dem Taubgebornen, der, wenn er seine Eßlust befriedigt und seinen Durst gestillt hat, mit wilder Lust hinauseilt und da und dort herumtappt; nicht

selten mit roher Schadenfreude Pflanzen und überhaupt alle Gegenstände, auf die er in seinem Taumel stößt, zerstört, so daß die Schlaffheit des Blindgeborenen bei ihm in eine unbegrenzte Verwilderung übergeht. Doch hat der erstere noch den Vortheil, daß, wenn er sich mit dem Letztern auf der Straße befindet, und ein Wagen oder ein anderer Gegenstand sich von hinten auf ihn zu bewegt, er mit seinem Stabe das Ende der Straße erreichen, während der Letztere leicht überrennt werden, und also nicht selten in diesem Zustande den Tod finden kann. — Mancher Leser könnte mir zwar hier die Bemerkung machen, der Erstere würde durch das Ausweichen in einen Graben stürzen oder an einem Felsen anstoßen, was jedoch bei gehöriger Vorsicht desselben, die er mit seinem Tasten verbindet, selten Statt findet.

Aber noch durch einige andere Beispiele bewährt es sich, daß das Schicksal des Blinden dem des Taubstummen vorzuziehen ist. Würde z. E. in dem Hause eines Taubstummen Feuer ausbrechen und er in einem abgelegenen Zimmer schlafen, so wäre der Untergang des Unglücklichen unvermeidlich, wenn Niemand zu ihm käme und ihn aufweckte. Den Blinden würde in dieser Lage bald die herannahende Gefahr aufschrecken, und er könnte dann auch noch, wenn's Noth thäte, Andere zu seiner Rettung herbei rufen. Aehnlich würde es sich auch verhalten, wenn

ein Dieb in das Zimmer eines Taubstummen einbrechen würde.

Solcher Beispiele giebt es gar Viele, und wenn auch bei einigen Taubstummen statt des mangelnden Gehörs ein äußerst zartes Gefühl sich vorfindet, daß sie schon dadurch die Erschütterung des Klopfens wahrnehmen können, so ist das doch nur sehr selten und kann übrigens das Gehör auch nur um ein sehr Geringes ersetzen.

Auf meiner Wanderung wurde mir von vielen Leuten die Bemerkung gemacht, wenn ein Mensch einen seiner Sinne verliere, so seien die andern nur desto stärker angespannt. Diese Bemerkung gründet sich auf folgenden Beweissatz: Wenn man bei einem fünf Röhren zählenden Brunnen eine derselben verstopfe, so müsse das Wasser nur um so stärker aus den vier andern Röhren herausströmen. Diese Behauptung ist grundlos; denn bei dem Mangel an Sinnesorganen können die noch vorhandenen nur durch Uebung und Anstrengung stärker werden; bleiben sie aber in Unthätigkeit, so sind die Folgen des Sinnenverlustes nur um so fühlbarer; denn ein Organ reizt das andere zur Thätigkeit auf; daher möchte ich alle Eltern und Erzieher, denen solche Unglückliche zur Pflege anvertraut werden, innigst bitten, doch ja darauf zu achten, daß das Nervensystem derselben durch Unthätigkeit nicht abgestumpft

und ganz untauglich gemacht werde, sondern dasselbe, besonders bei den Blinden, wenn auch nur durch unbedeutende wenig Kraftanstrengung erfordernde Beschäftigungen immer in gehöriger zweckmäßiger Thätigkeit zu erhalten, auf daß sie, wenn ihnen das Glück vergönnt wird, später in diese oder jene Anstalt zu treten, diese hergebrachte Thätigkeit der Sinne mit wahrem Nutzen weiter auszubilden im Stande sind.

Noch klarer und deutlicher stellt sich das Verhältniß der Blinden und Taûbstummen heraus, die der Wohlthat genießen, in Unterrichtsanstalten gehörige Bildung zu erhalten. So ist der Blinde mit schönen Talenten und glücklichen Neigungen für das Studium der verschiedenen Wissenschaften und für gewisse schöne Künste, wie die Dichtkunst, die Musik u. s. w., begabt. Viele Blinde besitzen höhere Anlagen, die sich mehr oder weniger ohne einen besondern Unterricht, der dem Stande Desjenigen, dem er gegeben wird, anpaßt, entwickeln uud vollenden. Durch die Sprache und seine Wißbegierde weiß er sich geschickt mit andern Personen in Berührung zu bringen, wodurch er den Kreis seiner Kenntnisse bedeutend erweitern kann. Durch diese Berührung mit allen ihn umgebenden lebendigen oder leblosen Gegenständen wird er in den Stand gesetzt, Vieles kennen zu lernen, und kann sich dadurch manche Vorstellungen und

Begriffe in seinem Innern bilden; denn der Zartheit seines Gehörs, das nie unthätig ist, entgeht nichts, was um ihn herum vorkommt.

Vieles von dem bisher Gesagten läßt sich auch auf den Taubstummen beziehen. Er kann es in manchen Fällen sehr weit bringen. Was ihm durch den Mangel der Sprache, des Gehörs abgeht, das ersetzt die Geschicklichkeit der Hände, wobei jedoch das Auge das Hauptorgan ist. So kann er sich in der Verrichtung von Handarbeiten eine bedeutende Fertigkeit aneignen und man hat Beispiele, daß manche Taubstumme tüchtige künstlerische Handwerker geworden sind. So z. B. leisteten sie in der Zeichnungskunst und Malerei Vorzügliches; auch kennt man gute Schriftsetzer und Tischler unter ihnen. Der Taubstumme ist mithin unabhängig in Beziehung des bürgerlichen Lebens, was ich und kein anderer Blinder ihm widerlegen können, und wenn er es überdieß in der Ausübung seines Handwerkes nicht weit brächte, oder gar keinen Beruf erlernen könnte, so hat er doch den Vortheil vor dem Blinden, daß er einem Landmann bei seinen mühsamen Feldarbeiten behülflich sein und sich dadurch einen sicheren Lebensunterhalt verschaffen kann.

Ein wichtiger Beweisgrund ergiebt sich aus dem Umstande, daß talentvollere Blinde ihren Leidensgenossen sowohl in wissenschaftlicher Bildung als auch

in Handarbeiten als Lehrer vorstehen können. In Hamburg z. B. ist Herrn Richard die Anstalt zur Leitung und zum Unterricht anvertraut; in Braunschweig ist Herr Holzbeir Oberlehrer, derselbe ist ein besonders tüchtiger Mathematiker und gebührt ihm in der Rechnenkunst einen der ersten Plätze; er ertheilt noch Unterricht außerhalb der Anstalt zur weiteren Ausbildung der Rechnenkunst; in Freiburg im Breisgau besorgen und leiten ebenfalls der erste und zweite Lehrer den ganzen Unterricht; — der erste unterrichtet in der Musik, Druckerei und sonstigen Wissenschaften; — der zweite in Handarbeiten, die von dieser bedeutenden Anstalt sehr künstlich geliefert werden. Alle diese angeführten Männer sind des Tageslichts beraubt und ich könnte noch mehrere anführen. Die Anzahl der Taubstummenanstalten übersteigt die der Blindeninstitute in Europa, jedoch habe ich noch nicht gehört, daß auch nur ein Einziger aus diesen ersteren Anstalten als Director oder Lehrer angestellt ist, Einige als Hülfslehrer ausgenommen.

Diese Mittheilungsgabe ergiebt sich aus der physischen und geistigen Bildung, daher muß ich das Loos des Blinden dem des Taubstummen vorziehen.

Die Erfahrung beweist, daß die Mehrzahl der Erstern mit schönen Talenten und glücklichen Neigungen für das Studium der verschiedenen Wissenschaften und für gewisse schöne Künste, wie die Dichtkunst,

die Musik u. s. w., begabt sind. Vor Allem aber schöpfen die Blinden die Hauptnahrung für ihren Geist im Hause des Herrn; sie hören die Predigt des Evangeliums an, sie stimmen ferner ein in die Gesänge der Gemeinde zum Lob und Preise des Ewigen, und stärken ihre Seele mit den Tröstungen der Religion. Befinden sie sich in einer anständigen Gesellschaft, wo moralisirt, politisirt und überhaupt discurirt wird, so nehmen sie warmen Antheil an der Behandlung des Gegenstandes und lernen ihre Ansicht mit eben der Klarheit und Anmuth, wie die Sehenden, aussprechen. Ihre Bildung in der Anstalt setzt sich also außer derselben im gesellschaftlichen Leben fort und erreicht einen hohen Grad von Vervollkommnung. Ich fühle, gegenüber dem Taubstummen, der sich glücklicher preist, taubstumm als blind zu sein, meine Lage erfreulicher und angenehmer; aber gerade dieses stolze Selbstbewußtsein erleichtert das Schicksal beider Klassen von Unglücklichen und gibt ihnen wahre Beruhigung und Ergebung in die oft dunkeln Wege desselben.

Der Taubstumme wird mir gegenüber behaupten, er könne Spaziergänge machen, hohe Berge besteigen, den herrlichen Sonnenauf- und Untergang betrachten und überhaupt die Schönheit der Natur in's Auge fassen. Alles Das gebe ich zu; aber auch das kann der Blinde vermittelst eines Führers. Hat er sich

in der Erdbeschreibung und Naturgeschichte nützliche Kenntnisse erworben, und ist sein Führer mit dem Nöthigsten dieser Wissenschaften bekannt, so kann auch er Wanderungen auf die Gebirge unternehmen, und sein sehender Begleiter wird ihm über die Bergketten, Aussichten und überhaupt über alle vorkommenden Merkwürdigkeiten interessante Schilderungen machen. Ja, er kann die Höhe der Berge nicht nur berechnen, sondern der Blinde, welcher früher das Glück hatte, die schöne Gottesnatur selbst zu betrachten, ist im Stande, die Lage und Oertlichkeit bereits genau zu beschreiben. — Eben so sehr fühlt er die erquickende Alpenluft, die auf den menschlichen Geist sehr wohlthätigen Einfluß hat, und die ich schon in meiner Biogrophie, bei meinem Aufenthalte auf dem Rigi, anführte. — Ueberhaupt vermag nichts mehr über das Gemüth eines Blinden, als eine Wanderung in die herrlichen Naturgefilde.

Wenn wir an einem schönen Frühlingsmorgen, bei Tagesanbruch, nachdem wir die Stätten der nächtlichen Ruhe verlassen, hinauseilen in die weite Schöpfung, welche dem Menschen so manchen angenehmen Freudengenuß bereitet, die er in seinem engen, von verdorbener Luft angefüllten Zimmer umsonst sucht, und die Begrüßung des Tages im tausendstimmigen Gesange des muntern Vögelgeschlechtes vernehmen, so werden unsere Herzen unwillkürlich

zuerst zu dem höchsten Wesen, das wir als unsern Vater mit kindlichem Gemüthe verehren, mit inniger Rührung hingetrieben. Wir fallen voll Ehrfurcht auf die Kniee nieder. Die Hände faltend, lassen wir in herzlicher Andacht ein Dankgebet von unsern Lippen strömen; wir rufen laut aus: „Es ist ein Gott, der dieses Alles so schön gemacht hat, der es auch erhält und wunderbar regiert; lasset uns ihn lieben und ihm gehorsam sein unser Leben lang.“ —

Wenn wir auf einem solchen Spaziergang durch bunte Wiesen wandern, so sehen wir zwar die lieblichen Blumen, mit denen dieselben bekränzt sind, nicht; aber erquickend wehen sie uns ihren Duft zu, der uns neue Lebensgeister einhaucht und unser Herz in eine so heitere Stimmung versetzt, daß wir uns glücklicher fühlen, als der stolze Monarch auf seinem weichen Teppiche, an seiner prunkvollen Tafel und bei seinen Gold- und Silberschätzen. Betreten wir die Ufer eines Baches, dessen sanft murmelnde Wellen durch die schöne Thalflur dahingleiten, so hören wir bereits das Gewimmel der muntern Fische, die sich in der klaren Tiefe sanft auf- und niederschaukeln und sich plätschernd von der Höhe, in welche sie sich oft erheben, in ihr wahres Element niederlassen. Je weiter wir in der erhabenen Natur wallen, desto schöner und freundlicher lacht uns der Freudenquell entgegen. Ziehen wir durch's Waldesdunkel, so

überrascht uns da der harmonische Klang des Jäger= hornes, welches das Gewild aufschreckt, das von den Spürhunden hitzig verfolgt, ängstlich hin= und her irrend, von der Mattigkeit überfallen und von Wunden bedeckt, endlich die Beute des raschen Jägers wird. Ja, dieser dumpfe Klang, mit dem sich der Gesang der gefiederten Gäste des Thierreichs im Walde vermischt, besonders der feine Gesang der Nachtigall am Abend, erhebt unser Gehör und pflanzt durch dasselbe den Trieb zum Frohsinn, zur Heiter= keit und stillen Freude in unser, schon durch man= cherlei Leiden abgehärtetes Gemüth. Wir werden zum Gesange aufgefordert, und unser Lied, das aus voller Brust strömt und vom Echo begleitet in man= cherlei Harmonien erklingt, verkündet den Dank gegen den großen Gott, der, obschon er uns den milden Glanz der goldenen Himmelskönigin verbirgt, sich dennoch an uns auf mannigfache Weise als unsern besten Wohlthäter bewährt. — So ist die Natur meine Begleiterin durch's Leben, und obschon mir ihre schönen Werke verborgen sind, so hauche ich doch die milden Lüfte ein, die mir aus derselben entgegen strömen und meine oftmals unruhigen Lebens= geister mit neuer Kraft erfüllen.

Drum, Zephyrdüfte, weht hernieder,
O Sonne, schaffe Zauberglanz;
O, strömt mit Macht, ihr Dankeslieder,
Hier in dem großen Schöpfungskranz.
Obschon mir fehlt das Licht der Erde,
Und immer mir sich zeigt die Nacht;
So schwindet jegliche Beschwerde
Im Segensduft der Schöpfungspracht.
So lang' ich hier noch Athem habe,
Schweb' ich so gern auf Blumenau'n,
Bis ich jenseits dem dunkeln Grabe
Das große Paradies kann schau'n. —

Ich möchte bereits behaupten, daß das hohe Gefühl bei der Wanderung in dem Garten Gottes und der Werth, obschon des Augenlichts beraubt, auf der schönen Erdenwelt an den verschiedenartigsten Genüssen Theil nehmen zu können, den Blinden nicht nur über den Taubstummen, sondern sogar über den Sehenden stellt, der oft gleichgültig in die Werke der Natur hinaustritt, und, wenn er auch mit wahrer Aufmerksamkeit an der Betrachtung derselben Theil nimmt, doch aus Zerstreuung diesen oder jenen Gegenstand aus dem Gesichtspunkte verliert.

Bei beiden unglücklichen Menschenklassen nehmen wir auch die Erscheinung wahr, daß die Eine ihre Lage und ihr Schicksal der Andern vorzieht. Gerade dieser wesentliche Umstand ist es, der ihnen darum auch hohe Seelengröße und die bewunderswürdigste

Geduld bei der Ertragung ihrer physischen Leiden verschafft.

Aber auch diejenige Menschenklasse, welche das Glück hat, alle fünf Sinne in ihrer gehörigen Vollkommenheit zu besitzen, nimmt sich in der Gegenwart dieser äußerlich Unglücklichen mit solcher rühmlichen Thätigkeit an, daß sie sich des schönsten Dankes und der rührendsten Anerkennung würdig macht. So bewährt sich die Theilnahme an dem Schicksal der Blinden und Taubstummen dadurch, daß sich menschenfreundliche Männer bemüht haben, Anstalten zur Pflege und Erziehung dieser bejammernswürdigen Brüder zu gründen. Viele von diesen Anstalten, welche hie und da in's Leben traten, leisteten Treffliches und befriedigten die gehegten Erwartungen in vollkommenem Grade. Noch jetzt erinnere ich mich nur mit Wonne an meinen früheren Aufenthalt in dem Zürcherischen Institute und bedaure einzig den kurzen Zeitraum, den ich daselbst durchleben durfte. Unvergeßlich ist mir der Unterricht meines theuern Lehrers, mit dem ich so manchen seligen Augenblick zu genießen die Gelegenheit hatte, und der mich wie ein Vater liebte.

Möge der Allmächtige allen diesen Anstalten, welche die Leiden dieser Unglücklichen nach besten Kräften zu vermindern suchen, gedeihen und seinen Segen schenken; denn die wahre Himmelslust, die

wir hienieden fühlen, besteht ja gerade in dem Bewußtsein, an der nothleidenden Menschheit ein Werk der Barmherzigkeit verrichtet zu haben. —

Dank, tausendfacher Dank den thätigen Menschenfreunden, die sich ihrer leidenden Brüder so sehr annehmen; allein höhern Dank und würdigere Anerkennung fänden sicher solche Wohlthäter, welche nicht nur Unterrichts- und Erziehungsanstalten, sondern auch solche Institute gründen würden, worin die aus den erstern entlassene Zöglinge aufgenommen werden könnten, welche wegen ihrer Mittellosigkeit — ohne Eltern und sonstige hülfelustige Anverwandte — oft außer Stande sind, sich zu Ausübung ihres erlernten Berufes die nöthigen Materialien anzuschaffen. Diese fühlen, in Ermangelung Dessen, ihr Unglück um so mehr, da sie, bei dem Bewußtsein, ihr Brod mit eigener Hand verdienen zu können, dennoch gezwungen sind, unthätig in der Welt herumzuziehen und von dem Almosen menschenfreundlicher Personen zu zehren. Wie gerne würden sich diese Unglücklichen dem ruhmvollsten Fleiße bei ihrer Arbeit hingeben, wenn ihnen die Aufnahme in ein solches Institut gestattet würde, das, neben der Anschaffung der nöthigen Materialien und dem Vertrieb der von den Zöglingen gefertigten Arbeiten, auch die Verpflegung derselben im Institute selbst übernehmen würde. — Treten solche Anstalten nicht in's Leben, so wird das

Schicksal beider Klassen nach dem Austritt aus der Bildungs- und Unterrichtsanstalt schlimmer, ja im höchsten Grade traurig; denn wo soll ein solcher Unglücklicher dann Trost und Hülfe finden, wenn ihm selbst die nöthigsten Lebensbedürfnisse fehlen, und er nicht selten gefühllos, ich möchte fast sagen grausam, dem mannichfachen Wechsel des Schicksals überlassen bleibt. —

Einige allgemeine Andeutungen in Bezug auf Blinde.

1) Ob und in wiefern der Blinde sich unglücklich fühlt oder nicht.

„Sterben ist Nichts; doch leben und nicht sehen: das ist ein Unglück.“ Wer diesen durchdringenden Spruch, den Schiller dem, über die grausame Blendung seines Vaters jammernden Arnold von Melchthal in den Mund legt, in allzustrengem Sinne als ein unbedingtes Urtheil über die Blindheit auffaßt, wird bei'm Anblick jedes Blinden voll Mitleid zusammenschauern, und bei sich selbst sprechen: „Ach, Gott! wie kannst du solchem Elende zusehen, ohne ihm ein Ende zu machen?“ Würde der Bejammerte deine Worte vernehmen, er wäre im Stande, dein unerbetenes Mitleid mit Aerger zurückzuweisen, oder deine gutherzige Einfalt zu belächeln. Und warum? Weil er seiner Blindheit wegen, an die schon seine Kindheit gebunden war, gar nicht unglücklich ist, oder weil er mit Gelassenheit sich in einen Zustand schickt, der nun einmal nicht geändert werden kann, und in welchen er sich bereits hineingewöhnt und hineingelebt

hat. Freilich hängt der gemüthliche Zustand, so wie die ganze Denk- und Handlungsweise eines Blinden sehr davon ab, wann seine Blindheit begonnen habe, und in dieser Beziehung muß man den Blindgebornen und den in der frühern Jugend Erblindeten wohl von Demjenigen unterscheiden, der das Augenlicht in reifern Jahren verloren hat. Der Letztere tritt mit dem Bewußtsein vorhergegangener Anschauungen in den Zustand der Blindheit über; er wird aus einer schon betretenen Berufsbahn unerbittlich herausgerissen, herausgerissen aus mancher angenehmen Berührung mit Freunden, zu denen er sich leider nicht mehr schickt. Daher wird er, auch wenn der erste Jammer überstanden und die Gemüthsruhe zurückgekehrt ist, dennoch in jedem einzelnen Fall eine traurige Vergleichung seines jetzigen mit seinem vorigen Zustande anstellen, die dem Früherblindeten zu seinem Glücke nicht möglich ist. Dieser lebt und webt, regt und bewegt sich, handelt und wandelt mit seinen vier Sinnen, ohne sich einzubilden, daß man fünf Sinne nöthig haben könne, eben so wenig, wie die Vollsinnigen es begreifen, um wie viel ein Mensch, der sechs Sinne hätte, mehr vermöchte. Man wird darum auch einen von Jugend an Blinden niemals ein inniges Verlangen nach Augenlicht aussprechen hören. Was meine Person betrifft, so macht mir meine Blindheit Jahr aus Jahr ein nicht eine trübe Stunde. Was

mir allenfalls das Sehen wünschenswerth macht, ist einzig Das, daß ich dann unabhängiger wäre und mein Auskommen reichlicher fände. So lange ich aber zu leben habe, bin ich meines Lebens froh, und lasse mir den Kummer nicht über die Kniee hinansteigen. Eben so gleichgültig gegen den Gesichtssinn war der merkwürdige Blinde von Puiseaux, Sohn eines Professors zu Paris. Als ihn Jemand fragte, ob er sich denn das Augenlicht nicht wünsche, gab er zur Antwort: „O ja! doch nur, weil mich die Neugier plagt; denn sonst wünsche ich mir eher ungeheuer lange Arme, da ich, wie mir scheint, mich über die Gegenstände im Monde besser mit meinen Händen als ihr euch mit euren Augen und Fernröhren, würde belehren können. Auch verläßt ja die Sehkraft die Augen weit früher, als der Tastsinn die Hände; und ich wollte lieber, daß man mir einen Sinn, den ich besitze, vervollkommnete, als daß man mir den fehlenden verliehe." Ich kann nicht umhin, neben dieser eigenthümlichen Aeußerung des obigen Blinden auch eine seiner Eigenthümlichkeiten im Leben und Wirken anzuführen. Den Tag über pflegte er zu schlafen; gegen Abend stand er auf, arbeitete in der von ihm selbst angelegten Branntweinbrennerei die ganze Nacht hindurch, und am Morgen fand seine Frau Alles in bester Ordnung. Wenn man ihn fragte, warum

er zu seinen Geschäften die Nacht dem Tage vorziehe, so sagte er: „Weil mich des Nachts Niemand stört."

Noch viel gleichgültiger gegen den Besitz des Gesichtes, als die bisher Angeführten, war Jakob Schegkius, der zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts in Tübingen mit großem Erfolge Weltweisheit und Arzneiwissenschaft lehrte. Als sich ein Augenarzt anerbot, ihm das Gesicht wieder zu verschaffen, wies er denselben mit den Worten zurück: „Ich will nicht genöthigt sein, so viele Dinge, die mir abgeschmackt oder lächerlich scheinen, wieder zu sehen." Schegkius war doch wohl in dieser Hinsicht ein unerklärlicher Sonderling und steht vielleicht als die einzige Ausnahme von der Regel da; denn in der Regel wünscht jeder Blinde, der es in spätern Jahren geworden ist, sich das Augenlicht zurück. Oder sollte dieses bei Gelehrten überhaupt weniger der Fall sein? Würden wir den angeführten Gelehrten zum Maßstabe nehmen, so müßten wir die Frage bejahen. Aber wir haben ihm einen andern Gelehrten entgegenzusetzen, den Dydimus, der im vierten Jahrhundert auf dem Lehrstuhle der berühmten alexandrinischen Schule saß. Obgleich schon im fünften Jahre erblindet, war er zeitlebens sich der besessenen Sehkraft und ihrer Vortheile für den Menschen bewußt, und bedauerte schmerzlich den erlittenen Verlust. Als er aber eines Tages seinen Schmerz dem heiligen Einsiedler Anto-

nius klagte, gab ihm dieser, so hoch er den blinden Gelehrten sonst achtete, fast einen Verweis, indem er zu ihm sagte: „Ich wundere mich, daß ein so verständiger Mann, wie ihr, Etwas, das dem verächtlichsten Thiere wie dem Menschen eigen ist, beklagt, und daß ihr euch nicht vielmehr in dem Besitze des Einen freut, das sich doch nur bei den Heiligen und Engeln findet, wodurch wir Gott selbst sehen, und wodurch in uns das Feuer der lichtvollsten Erkenntniß entbrannt wird.“

Franz Huber, ein Schweizer, hat sich ungeachtet seiner Blindheit, in den Forschungen über die Bienenzucht so ausgezeichnet, daß mancher Sehende hierin hinter ihm zurückstand. Durch die Vorliebe zu jener nützlichen Beschäftigung fühlte er sich so glücklich, daß er darüber seines blinden Zustandes gänzlich vergaß.

2) Ueber den Mangel der äußern Anschauung.

Wie oben gesagt, ist der Blindgeborne oder sehr früh Erblindete in der Beziehung viel glücklicher, als der später Erblindete, daß er von einem andern Zustande Nichts weiß, und ihm also die Vergleichung zwischen Sehen und Nichtsehen gar nicht möglich ist. Dieser nämliche Umstand aber beraubt ihn mancher Vortheile, welche der später Erblindete vor ihm voraus hat. Dieser ist in die Begriffe der Sehenden

einverleibt; alle frühern Anschauungen bewahrt er treulich in seiner Erinnerung auf, und es ist für Sehende leicht, ihn in Etwas zu unterrichten, da ihm ihre Begriffe nicht fremd sind und sich an die bekannten leicht unbekannte knüpfen lassen. Ganz anders und schwieriger gestaltet sich die Sache bei dem sehr frühe Erblindeten. Der Sehende redet für ihn so zu sagen eine fremde Sprache; alle Begriffe, die sich auf äußere Anschauung gründen, sind ihm dunkel oder räthselhaft, und man muß ihm den Weg dazu durch einen andern Sinn zu bahnen suchen. Soll er z. B. von der Gestalt des Pferdes eine genügende Vorstellung erhalten, so muß er ein solches betasten können, und an die Stelle des Gesichtssinnes tritt bei ihm der Tastsinn. Aber Alles vermag dieser ihm nicht zu ersetzen, namentlich nicht die Farbenanschauung. Wer von den Farben nicht durch seine eigenen Sehwerkzeuge eine Vorstellung erlangt hat, kann sie auf keine andere Weise erlangen. Und doch gibt es Blinde, welche z. B. blaue Trauben von weißen, rothe Seide von schwarzer, und dunkle Haare von blonden unterscheiden können. Also, möchte man, meinen, erkennen sie die Farben unmittelbar durch's Gefühl. Das ist aber keineswegs der Fall; nicht die Farbe ist es, was sie fühlen können; sie schließen nur auf dieselbe aus fühlbaren Merkmalen. Sie wissen z. B. von den Sehenden her, daß die blauen

Trauben kleinere Beeren haben und dichter damit besetzt sind, daß die rothe Seide am meisten knistert, daß dunkle Haare gewöhnlich härter und steifer sind, als helle. In solchen und ähnlichen Fällen ist es dem Blinden wohl möglich, die Farbe eines Körpers anzugeben. Aber diese Angabe beruht auf keinem eigentlichen Erkennen der Farbe selbst. Das Farbenwesen bleibt ihm schlechterdings unzugänglich. Er spricht nur darum davon, weil Sehende es thun; und da man bei Allem, was man spricht, sich Etwas denken muß, so schafft sich seine Phantasie von den Farben seltsame Vorstellungen, die den Sehenden eben so räthselhaft sind, als den Blinden die wirklichen Farben. So verglich ein Blinder das grelle Roth mit dem Schalle einer Trompete. Ein Anderer hat als Ursache, warum ihm Schwarz nicht gefalle, angegeben: weil es keinen schönen Namen habe. Ein Dritter äußerte sich also: „Man muß nicht glauben, daß sich der Blinde von der gleichen Farbe immer die nämliche Vorstellung mache. Es kommt hauptsächlich darauf an, was er die Sehenden davon sagen hört; und so kann ich mir unter Schwarz bald etwas Trauriges denken, bald Etwas, das verbrannt ist, und wovon man, wie von einer Kohle, wegreiben kann.“

3) Ueber das Gefühl.

Es ist bekannt, daß die Blinden in der Regel ein viel schärferes Gefühl haben, als die Sehenden. Man muß aber nicht meinen, daß dieser Vorzug ihnen von Natur verliehen sei, oder daß der Verlust eines Sinnes an und für sich zum Vortheile der übrigen beitrage. Nein, die Noth ist es, die sie zwingt, das Gefühl mehr zu üben, als Sehende thun, was denn eben größere Vollkommenheit dieses Sinnes zur Folge hat. Wir verstehen hier unter Gefühl nicht nur das unmittelbare Befühlen oder den in den Fingerspitzen liegenden Tastsinn, sondern auch das allgemeine Gefühl, als Folge der durch den ganzen Körper verbreiteten Nerven. Dieses allgemeine Gefühl, welches die Grundlage aller übrigen Sinne ausmacht und gewiß mit dem Gehöre in naher Verbindung steht, ist den meisten Blinden, auch ungebildeten, in hohem Grade eigen. Ein Blinder, Namens Levé in der Anstalt der Quinze-vingts zu Paris, war in dieser Beziehung so geübt, daß er es beim Nachhausekommen sogleich bemerkte, wenn man z. B. ein Hausgeräth von seiner gewöhnlichen Stelle verrückt oder die Vorhänge herabgelassen hatte. Ein Zögling der Zürcherischen Blindenanstalt äußerte sich bei einem dießfälligen Gespräche unter Anderm so: „Wir bemerken jede Veränderung und jeden Druck der Luft, und ich wollte darauf wetten,

daß, wenn ich auf dem Graben spaziere, ich es allemal wissen will, wenn ich unter einem Baume bin, ohne daß ich ihn berühre, und zwar bei jeder Art von Witterung, nicht etwa nur bei'm Sonnenschein.

Was den Tastsinn insbesondere betrifft, so bedarf derselbe zu seiner Ausbildung sehr der absichtlichen Uebung. Diese gebricht leider blinden Kindern oft mehr, als sehenden. Man läßt jene aus übel verstandener Vorsicht zwischen vier Mauern sitzen, wo sie sich, sogar wider ihren Willen, ruhig und unthätig verhalten müssen. Tritt ein so vernachläßigtes Kind dann in eine Blindenanstalt, so erfordert es große Mühe, um bei ihm den Tastsinn auszubilden, an den für einen Blinden die Möglichkeit des Lesens geknüpft ist, und wovon die Fortschritte in mechanischen Arbeiten größtentheils abhängen. Aber Eifer und Ausdauer von Seite des Lehrers und des Schülers bleiben auch hier nicht ohne gesegneten Erfolg. Wie rührend und wunderbar zugleich ist es nicht für den Besucher einer Blindenanstalt, wenn er sieht, wie geläufig die Finger eines Zöglings über die erhaben gedruckte Schrift hineilend, den Inhalt derselben entziffern, oder wie sicher sie auf dem Klaviere von Taste zu Taste hüpfen, ohne einen einzigen Fehlgriff zu thun!

4) Ueber das Gehör und die Anlagen zur Musik.

Auch durch Schärfe des Gehörs zeichnen sich die Blinden in der Regel aus, was wiederum von größerer Uebung herrührt. Denn in wie vielen Fällen muß ihnen dieser Sinn das Gesicht ersetzen! Wie häufig müssen sie Das, worüber uns die Augen schnellen Aufschluß geben, durch mühsames Horchen auszumitteln suchen! Da, wo uns nicht von ferne der Gebrauch des Gehörs einfällt, muß es ihnen seine Dienste leisten. Aus der Stimme eines Sprechenden schließen sie, und meistens richtig, ob derselbe alt oder jung, groß oder klein, schlank oder beleibt sei. Ein Zögling der Berliner Blindenanstalt unterschied mit sehr seltener Irrung allein an dem Tone der Stimme, ob Jemand Pockengruben habe, oder nicht. Ein sehr natürlicher Grund davon liegt wohl darin, daß blatternarbige Leute gewöhnlich auch innerhalb der Nase nicht verschont geblieben sind; wodurch dann ihre Stimme einen eigenthümlichen Charakter erhält, der freilich einem ungeübten Ohre gänzlich entgehen mag. Die schärfere Ausbildung des Gehöres geschieht bei dem blindgebornen Kinde schon von frühester Jugend an; denn sie hängt nicht von äußerer Selbstthätigkeit, sondern von einem innern Triebe ab. Es ist darauf beschränkt, die ihm angeborne Neugier durch's Gehör zu befriedigen. Alles, was angenehm auf's Gehör wirkt, hat für das

blinde Kind einen weit höhern Werth, als für das sehende; denn dieses zieht die Genüsse des Auges vor. So ist es denn auch begreiflich, warum die meisten Blinden viel Anlage und Lust für's Musikalische zeigen. Wohl den Blinden, die das Glück haben, diese Anlage auszubilden! Das Reich der Töne schließt ihnen eine herrliche Welt auf, in der sie wie im Lichte innerer Verklärung wandeln. Dieß ist — möchte man sagen — der himmlische Gewinn, den der Blinde aus Gesang und Musik ziehen kann; und er ist wohl groß genug, um uns zu überzeugen, daß musikalische Bildung keinem Blinden vorenthalten werden sollte, wenn sie ihm auch niemals irdischen Gewinn bringen wird. Die Musik sich zum Broderwerbe zu machen, soll denjenigen Blinden überlassen bleiben, die durch ausgezeichnete Leistungen selbst über Sehende hervorragen. Solche Blinde gab und gibt es immer, und die Leser werden es uns Dank wissen, von den vielen berühmten Namen wenigstens einige zu vernehmen.

Voran verdient der berühmte Heinrich Brunner von Bassersdorf genannt zu werden, der mein früherer Mitschüler im Institute war, und sich gegenwärtig als Musiker in Basel aufhält. Violine und Guitarre sind seine Lieblingsinstrumente; auch leistet er auf dem Fortepiano nichts Unwichtiges. Er ist Componist und Dichter zugleich. So gab er eine Guitarrenschule heraus, welche dreißig von ihm selbst

gedichtete und in Musik gesetzte Lieder enthält und in Stuttgart lithographirt erschienen ist; eben so sind seine Männerchorgesänge treffliche Zeugen seiner musikalischen Leistungen, wodurch er nicht nur ein reichliches Auskommen findet, sondern sogar auch seine Eltern liebevoll unterstützt.

Das blinde Fräulein Maria Theresia von Paradies, geboren zu Wien 1759, wurde mit solchem Erfolge von den besten Musiklehrern Wiens unterrichtet, daß sie die Bewunderung des In- und Auslandes auf sich zog. Als sie einst in Gegenwart der Kaiserin Maria Theresia, ihrer Taufpathin, die Orgel spielte, setzte ihr diese, von Bewunderung und Rührung getrieben, eine jährliche Pension von 200 fl. aus. Auf einer musikalischen Reise erntete die Tonkünstlerin an den königlichen Höfen von Paris und London den glänzendsten Beifall.

Dülon, 1769 zu Oranienburg an der Havel geboren, gab schon mit neun Jahren ein öffentliches Konzert auf der Flöte. Er unternahm große musikalische Reisen, und wurde überall als einer der ersten Flötenspieler bewundert.

Mariane Kirchgeßner, geboren zu Bruchsal 1773, spielte schon in ihrem sechsten Jahre das Klavier. Vom zehnten Jahre an ließ sie sich auf der Harmonika hören, und wurde hierin für die erste Künstlerin gehalten.

Franz Greger von Sternberg in Mähren, blindgeboren 1802, bildete sich im Blindeninstitute Wiens zu einem ausgezeichneten Harfenspieler, der bei seiner körperlichen Schwäche und Kleinheit einen doppelt überraschenden Eindruck hervorbringen mußte, wenn er sein großes Instrument mit riesenhafter Leichtigkeit meisterte und ihm die herrlichsten Akkorde entlockte. Mußte man ihn doch bei einer öffentlichen Musikaufführung mit seiner Harfe auf einen Tisch setzen, damit er von den Zuhörern gesehen werde. Sein Gehör ist so fein und richtig, daß er jeden einzelnen Ton eines musikalischen Instrumentes, von welcher Art es sei sogleich erkennt.

Joseph Strong von Carlisle in England, wo er 1798 starb, liebte die Musik so leidenschaftlich, daß er an einer Nacht in die Kirche schlich, die Orgel öffnete und die Pfeifen herausnahm, um die Zusammensetzung des Instrumentes zu erforschen. Sein Getöse und die angespielten Töne setzten, weil eben der Organist gestorben war, einige abergläubische Leute in Schrecken. Er bekam einen Verweis, aber auch die Erlaubniß, sich nach seinem Wunsche mit der Orgel bekannt zu machen, worauf er sogleich selbst eine verfertigte. Dieses war ihm um so leichter möglich, da er überhaupt in mechanischen Arbeiten sehr geschickt war.

Die blinde de Salignac, aus Saintogne in Frankreich, lernte aus sich selbst die Guitarre spielen und erfand sich eigene Tonzeichen. Ihr Gehör war so fein, daß sie für eine neue Melodie, die sie singen hörte, sogleich die dazu gehörigen Noten diktiren konnte. Sie tanzte so regelmäßig und leicht, daß man ihre Blindheit während des Tanzens gar nicht bemerkte.

Hier darf auch der, zwar nicht als Musiker, wohl aber als ausgezeichneter Schriftsteller bekannte Gottlieb Conrad Pfeffel, nicht vergessen werden. Dieser Dichter wurde 1736 zu Colmar geboren und hatte das Unglück, im zwanzigsten Lebensjahre zu erblinden. Von da an lebte er, entfernt von jeder äußern Thätigkeit, bis zu seinem 1809 erfolgten Tode, der Literatur. Seine Fabeln sind, ihrer Trefflichkeit wegen, auch unter dem ungelehrten Publikum bekannt.

5) Ueber das Gedächtniß.

Für den Blinden ist das Gedächtniß von außerordentlicher Wichtigkeit, und auch hier zeigt sich, was unumgängliche Noth und fleißige Uebung vermögen. Da er nicht lesen oder nachschlagen kann, so muß er um so eifriger darnach trachten, daß er eine Sache bei ihrem ersten Vorkommen festhalte. Wie oft ist es das Auge, das uns halb und ganz vergessene Ge-

genstände wieder in's Gedächtniß zurückruft. Dem Blinden fehlt dieses Erinnerungsmittel, und er ersetzt es durch desto größere Aufmerksamkeit auf die Gegenstände und durch nachheriges Nachdenken über dieselben. Dazu kommt, daß bei ihm nicht wie bei Sehenden, durch häufige neue Eindrücke die vorigen so leicht geschwächt oder verlöscht werden. Hieraus erklärt sich denn jenes treue Gedächtniß der Blinden, welches bei Manchen einen bewundrungswürdigen Grad von Stärke erreicht hat.

Nach dem Berichte des Pater Charlevoix sind es Blinde, denen man in Japan die Sorge des Andenkens der wichtigsten Ereignisse anvertraut. Die Jahrbücher des Reichs, die Geschichten großer Männer, die ältesten Familienurkunden sind nicht sicherere Denkmäler, als das Gedächtniß dieser ausgezeichneten Blinden, die, indem Einer dem Andern sein Wissen mittheilt, eine geschichtliche Ueberlieferung bilden, welche Niemand einer Unrichtigkeit zu zeihen wagt.

Der berühmte englische Gelehrte Nikolaus Saunderson wußte unbegreiflich viele Stellen aus klassischen Werken alter und neuer Sprachen auswendig, die er im Umgange auf eine geschickte Art anzubringen pflegte.

Von Anton Karl von Jablanczy, geboren 1802, Sohn eines ungarischen Edelmannes, erzählt sein Lehrer, daß er alle Namen und Monatstage

des Kalenders, so wie von mehr als fünfzig Mitschülern den Tag ihrer Geburt, ihres Ein- und Austrittes genau anzugeben wisse; seine Gedächtnißstärke beweise sich auch durch eine außergewöhnliche Fertigkeit im Kopfrechnen, die sich bis in die schwierigsten Zahlenverhältnisse hinauf erstrecke.

6) Ueber die Phantasie.

Der Mangel des Gesichtssinnes hat auf die Phantasie des Blinden eben so großen Einfluß, als auf das Gedächtniß. Jeder Körper, den er nicht berührt, sei er ihm auch noch so nahe, ist für ihn schon ein Gegenstand der Phantasie. Das Bedürfniß hält sie bei ihm stets rege, und macht sie zu einem Hauptmittel seiner Bildung und Geistesthätigkeit. Die Regsamkeit seiner Phantasie verscheucht auch die Langeweile, und ersetzt ihm, wo möglich, die Genüsse des Auges. Letzteres ist z. B. der Fall im Theater, das der Blinde so gerne besucht. Er hört ja, wie wir, die Musik, den Gesang und die Reden der Spielenden. Was dem Auge geboten wird, ist ihm zwar verschleiert; aber da schafft sich seine Phantasie eigene Trachten und Dekorationen, denen vielleicht die wirklichen an Glanz und Pracht nachstehen.

Träume, diese eigenthümlichen Geburten der Phantasie, können bei dem Blinden eine außerordentliche Lebhaftigkeit erlangen und auch sichtbare

Gegenstände betreffen. Gerade was die Wirklichkeit uns versagt, das schenkt uns ja so gerne der täuschende Traum. Der Knabe, welcher den fliegenden Vogel beneidet, sieht im Traume seinen Wunsch, auch fliegen zu können, erfüllt. Eben so hat jeder Blinde eine gewisse Sehnsucht oder wenigstens Neugier nach dem Augenlichte. Was ist daher begreiflicher, als daß es ihm häufig vom Sehen träume? Ja, solche Träume werden manchmal so lebhaft und deutlich, daß der Blinde noch eine Weile nach dem Erwachen die Idee festhält, er habe wirklich gesehen. Nicht nur später Blindgewordene träumen so, sondern auch Blindgeborne, die also vom Sehen gar keinen Begriff haben und deren Traumvorstellungen über das Sehen daher gewiß ganz seltsam sein müssen. Ich selbst, z. B., träume niemals als ein Blinder. Alle Leute, die mir im Traume vorkommen, sehe ich. Dieß mag wohl daher kommen, daß ich mir von jeder Person, die ich kenne, ein sichtbar gedachtes Bild entworfen habe; und was im wachenden Zustande der Phantasie angehört, geht während des Schlafes in scheinbare Wirklichkeit über.

Art und Weise,

die Hunde abzurichten,

welche

dem Blinden zum Führer dienen sollen.

Unter allen Hausthieren, welche dem Menschen zum Nutzen dienen, leistet ihm schwerlich ein Thier so viele Dienste, als der Hund; auch ist ihm keines so zugethan, als dieser treue Hüter und Gefährte. Er zeichnet sich eben so durch Thätigkeit und Verstand, als durch Liebe und Gehorsam aus, und hat einen so gutmüthigen Charakter, daß er sich nur der empfangenen Wohlthaten und nicht der Schläge zu erinnern scheint. Was ihm sein Herr aufträgt, das führt er unermüdlich aus; was man ihm anvertraut, bewacht er mit Sorgfalt; geräth man in Gefahr, so steht er uns rettend bei; ja, er rächt seinen Herrn sogar an dem Beleidiger und hilft diesen der verdienten Strafe überliefern.

Besonders den Blinden erweist dieses Thier die ausgezeichnetsten Dienste; es taugt vorzüglich für

Diejenigen, die des Augenlichtes beraubt sind. Man kann sagen, daß der Hund, welcher diesen Unglücklichen zum Führer dient, hienieden einen Auftrag erfüllt, der ihn an die Spitze seines Geschlechtes stellt. Dazu soll er aber mit besonderer Sorgfalt und zwar von dem Blinden selbst abgerichtet werden.

Ich fühle mich daher verpflichtet, meinen blinden Mitkollegen, die sich ebenfalls durch Hunde leiten lassen wollen, eine Anleitung zur Dressur derselben zu ertheilen, welche hauptsächlich auf meine eigenen praktischen Erfahrungen beruht. Schon vor circa 4—5 Jahren hörte ich, daß in Paris mancher Blinde einen Pudel zum Führer habe, was mir aber nicht glaubwürdig schien. Bei diesem Anlaß sprach ich mich überhaupt aus, keinen Hund zum Führer haben zu wollen; doch kam ich vor zwei Jahren auf den Einfall, die Probe selbst mit einem Spitzerhund vorzunehmen.

Die Dressur nahm ich auf folgende Weise vor:

1. Machte ich es mir zur Regel, daß ich den Hund mit angezogenem Stricke vorangehen ließ; folgte er dieser Leitung beständig, so begab ich mich mit ihm auf einen Platz, der mir wohl bekannt war, um zu erfahren, ob er seinem Wege treu bleibe.

2. War ich dessen gewiß, so betrat ich mit ihm einen Baumgarten und spazierte hin und her. Zog der Hund mich so nahe an einem Baume vorbei,

daß ich hätte anstoßen können, so begab ich mich auf die entgegengesetzte Seite, zog die Schnur um den Baumstamm herum, bis er einige Schmerzen empfand, um ihm dadurch eine Scheu vor den Bäumen, Wehrsteinen u. dgl. beizubringen.

3. Als ich sicher war, daß er durch einen Baumgarten gehen konnte, ohne anzustoßen, so begab ich mich in eine Allee, wo sich Pallisaden oder Trüllen befanden, und nahm die gleiche Uebung mit meinem Hunde vor, die ich schon oben angedeutet. Diese Aufgabe ist jedoch eine der schwersten; denn man muß genau darauf achten, daß der Hund, statt unten durchzugehen, dazwischen durchläuft. Nur durch große Geduld wird der Zweck erreicht; und hat er seine Lection verstanden, so darf ihm der Lehrmeister wohl etwas zu Gute thun, damit er darin eine Wohlthat erkennt. Diese Dressur wiederhole man einige Male, und wenn er dieselbe nicht verstehen will, so ziehe man ihn etwas an der Pallisade auf und züchtige ihn, bis er sich dem Willen seines Herrn unterzieht; jedoch spare man das Prügeln bis zur eigentlichen Nothwendigkeit. Auf gleiche Weise verfahre man ungefähr in einer geräumigen Hausflur.

4. Gewöhnlich haben die Hunde Freude am Ausgehen, und können oft nicht warten, bis die Thür aufgeht, durch welche sie dann in tausend Sprüngen in's Freie hinaustreiben; weil aber für einen Blinden

dadurch nicht selten Verlegenheiten entstehen können, so nahm ich mit meinem Hunde folgende Dressur vor: Ich stellte eine Bank in die Hausflur, jedoch so, daß auf der einen Seite eine kleine Oeffnung zum Durchgehen übrig blieb; dann machte ich ihn schon im Zimmer am Stricke fest, damit er nicht schnell durch die Thür entwischen könne. Unbedachtsam rannte er dann unter die Bank, welche ich umwarf, damit er meinen sollte, sein Herr sei selbst zu Boden gefallen. Durch das Rumpeln derselben gerieth das Thier in Schrecken und fand in kurzer Zeit die Oeffnung, durch welche es mich in's Freie hinausführen sollte. — Diese Dressur bedarf jedoch einer häufigen Wiederholung! — Auf gleiche Weise kann der Hund auf Deichselstangen von Kutschen, Wagen 2c. aufmerksam gemacht werden; doch muß der Blinde genau wissen, wo diese Stangen, die gewöhnlich Brusthöhe haben, sich vorfinden. Will der Hund, was sehr schwierig ist, auf die Höhe dieser Gegenstände nicht achten, so ziehe man ihn am Stricke auf, und strafe ihn, bis er einen Begriff von der Sache hat.

5. Ich führte ihn dann auf eine sichere Straße, wo sich weder Bäche, Brücken und Abhänge, noch andere gefährliche Stellen befanden. War ein Fuhrwerk in Anzug, so zog ich ihn ungefähr 20 bis 30 Schritte vorher an dem Stricke, zum Zeichen, daß er

in den linken oder rechten Fußweg ausweichen müsse; und er begreift es bald, daß er in solchen Fällen immer den sicherern Weg auszuwählen habe. Hat er sich an dieses Zeichen gewöhnt, so darf man von diesem bekannten Wege auf einen unbekannten übergehen und da die Dressur fortsetzen. Wenn ich z. B. eine halbe Stunde weit ging und erfuhr, daß sich auf der Hälfte des Weges zwei Straßen trennten; so mußte ich meinem Hunde das Zeichen natürlich schon frühe genug geben, damit er nicht den unrichtigen Weg betrete. Geht er diesen Weg unbedachtsam vorüber, so kehre man zurück und wiederhole das angedeutete Zeichen bis er es versteht; auf gleiche Weise verfahre man in den Städten bei Seitengassen und Eckhäusern.

6. Gehe ich in ein Haus hinein, so läßt der Hund vor der Treppe den Strick etwas nach und steht still, bis er merkt, daß ich dieselbe, vermittelst meines Stockes, erreicht habe; ebenso bei'm Ausgang aus demselben; auch gewöhnte ich ihn daran, daß er gerade auf das Thürschloß selbst zugeht und nicht hinter die Thüre steht; auf gleiche Weise wanderte ich dann auf schmalen Stegen oder Brücken über Bäche und Flüsse, wobei er ebenfalls durch Nachlassen des Strickes mir das Zeichen gab, damit ich mit meinem Stocke die sichere Stelle aufsuchen könne, worauf der Hund so lange ganz langsam vor

mir her ging, bis ich mich wieder auf sicherem Wege befand.

Um noch ein Wort über die Pudel zu sagen, so gebe ich zu, daß dieselben die beste Race zur Dressur sind, da sie sich nebenbei zu andern belustigenden Künsten abrichten lassen; allein sie bedürfen einer eigenen Erziehung. Während ein Spitzerhund, selbst auf großen Wanderungen, ausdauert, so läßt sich der Pudel nur in Städten mit einigem Nutzen, und auch da oft nur als Schooßhündchen, gebrauchen, und ist zudem, besonders im Sommer, träge. Er besitzt große Empfindlichkeit und leidet keine Züchtigung. Nicht nur aber würde ich den Spitzer dem Pudel vorziehen, weil er ausdauernder als dieser, sondern weil er auch leichter zu dressiren ist; einzig muß man bei dieser Race darauf achten, daß das Thier zehn, höchstens sechszehn Monate alt und, um großen Verlegenheiten auszuweichen, von männlicher Art sei.

Keiner glaube jedoch, er mag sich Hunde von dieser oder jener Race halten, dieselben nur durch Prügel abrichten zu wollen; sondern jeder Zuchtmeister mache es sich zur Pflicht, sein Thier, wenn es ihn durch seine Dienstleistungen befriedigt hat, auch durch Liebkosungen zu seinem treuen Anhänger zu machen, und ihm dann und wann einige gute Lebensmittel zukommen zu lassen; denn nur so erwacht in demselben Wille und Folgsamkeit gegen

seinen Gebieter, und es wird ihm bis zum Tode mit zärtlicher Anhänglichkeit dienen.

Ja du mein Führer durch das Leben,
Du bleibest unzertrennlich mir;
Du kannst mir Muth und Tröstung geben,
Du bist des Lebens edle Zier.
Wer solch' ein Wesen wollte hassen,
Das oftmals selbst den Mensch beschämt,
Den sollte man wohl fühlen lassen,
Wie eigene Qual und Schmach ergrämt.
Ein edles Thier verdienet Ruhm
Und menschliche Bewunderung.

Gedichte in Bezug auf Blinde.

Der blinde Vater am Sarge seiner Gattin.

Wo, armes Herz, wo wirst du Ruhe finden?
Barmherz'ger Gott! ach sende Tröstung mir!
Sieh' auf den Jammer eines armen Blinden,
Am Sarge der geliebten Gattin hier!
Ist's noch zu wenig, daß das Augenlicht,
Die schönste deiner Gaben, mir gebricht?
Soll Finsterniß auch meinen Geist umhüllen?
Gott! eile, eile, meinen Gram zu stillen!

Es brennt der inn're Schmerz wie Feuersgluthen;
Kaum bin ich noch der Sinne mir bewußt.
Ist denn kein Trost, der stillt des Herzens Bluten,
Kein Stern, der heitert die verzagte Brust?
Erschlug des Todes kalte Eisenhand
Denn Alles, was da lebte, was empfand?
Steh' ich allein noch, bin ich ganz verlassen?
Soll der Verzweiflung Grauen mich umfassen?

Ha, Vaterherz! hörst du die Jammertöne,
Der armen Kinder klägliches Geschrei?
Es bebt und zittert jede Lebenssehne,
Umsonst ist's, todt ist Mutterlieb und Treu';
Seht her! die euch gepflegt, geschützt, ist todt!
Sie, deren Hand euch nährte, ach! ist todt;
Welch' Glück ich mir in eurem Dasein träumte,
Nicht ahnend, daß im Glück schon Unglück keimte!

Wach' auf, Geliebte, aus des Todes Schlummer!
Hörst du das Wimmern deiner Kinder nicht?
Wach' auf und stille deines Gatten Kummer!
Rührt seine Jammerstimme dich denn nicht?
Ach nein! du schläfst; zerrissen ist das Band,
Das Liebe schön um uns're Herzen wand;
Du folgtest deines Schicksals strengem Willen,
Und nur der Tod wird meine Sehnsucht stillen.

Sonst lächelte mit jeder neuen Sonne
Der Morgen mir in holder Freundlichkeit.
Nicht Worte nannten meine inn're Wonne;
Ich wandelte in heller Dunkelheit.
Wohl traf uns auch des Lebens Mißgeschick;
Uns neckte wohl das launenhafte Glück.
Doch wie ein Wetterschlag vom Himmelsbogen
Kam das Verderben über uns gezogen.

Schwer sank die Hand des Schicksals auf uns nieder,
Aus tausend Schleußen brach die Noth hervor;
Doch trug der Liebe rettendes Gefieder
Uns durch die Flut zur Höhe sanft empor.
Bald kehrte volle Heiterkeit zurück;
In seinen Arm schloß uns das höchste Glück,
Das sich im Schooß der Häuslichkeit entfaltet,
Das Erdenthal zum Himmel umgestaltet.

Jetzt schien ein ew'ger Frühling aufzuwachen,
Mit Blumen, nie verwelkend, ausgeschmückt;
O Gott, was fanden wir, wenn wir sie brachen?
Ward nicht die Brust von Engelslust durchzückt?
Gebrochen war des Schicksals wilde Macht;
Doch hat es darum nur so mild gelacht,
Um mit erneuter Kraft in grausen Wettern,
Durch einen Schlag die Sichern zu zerschmettern.

Du sankst dahin, o Sonne meines Lebens,
Mein Auge du, du meine Hand, mein Fuß!
Bald wird verblüh'n der Garten unsers Strebens,
Wenn deiner Pflege er entbehren muß.
Was ist's? bricht auch die Erde unter mir?
Noch leb' ich zwar, doch leb' ich nicht mehr hier.
Wer so sein Glück, sein Alles hier verloren,
Ist schon für eine höh're Welt geboren.

Drum will ich still und Gott ergeben tragen,
Was mir zum Heil sein Wille zugedacht;
Nach finstern Nächten muß es wieder tagen,
Nach Winterfrost ein holder Frühling lacht.
Braus nur, o Sturm; tobt, Ungewitter, her!
Roll' über mir, o Donner, dumpf und schwer!
Ich achte nicht auf euer tolles Rasen;
Gott winkt: mir blühen freundliche Oasen.

Reich mir, o Theure, deine starre Rechte,
Führ' nochmals mich in die verlorne Welt!
Zeig' mir den Stern, der meine dunkeln Nächte
Mit mildem Glanz und Himmelslicht erhellt!
Heil dir, o Tag, der an der Freundin Hand
Mich führen wird in jenes Zauberland!
Da wird ein Riesenschimmer mich umfließen,
Mein Auge sich dem ew'gen Licht erschließen.

Leb wohl! Dein Bild, ich werd' es nie verlieren;
Es lebt in mir im reinsten Sonnenlicht;
Wüßt' meine Hand den Pinsel nur zu führen,
Ich schüf's, wie selbst der beste Meister nicht.
Mein Auge wird, wenn einst der Tag erscheint,
Der uns auf ewig, ewig wieder eint,
Die nie gesehene Gestalt mir nennen,
Dich unter tausend Seligen erkennen.

Laßt uns nun hin zum Grabe sie geleiten!
Noch diesen Kuß! fahr' wohl! schön ist dein Loos.
Ein Augenblick nur noch, und Ewigkeiten
Umfangen uns in ihren sel'gen Schooß.
Kommt, Kinder, sinkt mir an das wunde Herz!
Ja, ihr seid Balsam noch für meinen Schmerz.
Stillt eure Thränen! Hört nun auf zu klagen!
Gott wird euch durch des Lebens Stürme tragen.

J. B.

Trostwort an den blinden Vater am Grabe seines hoffnungsvollen Sohnes.

Wenn auch Worte keine Wunden heilen,
Ach! sie lindern doch den tiefen Schmerz.
Diesen laß mich redlich mit Dir theilen!
Was Dich beugt, es geht auch mir ans Herz.

Ja, nur zu gerecht sind Deine Klagen,
Weinst Du doch um Deinen lieben Sohn!
Ach! und seit man Dir ihn weggetragen,
Ist Dein letztes Hoffnungslicht entfloh'n.

Hat Dein Aug' auch niemals ihn gesehen,
Doch sein Bild, es schwebt Dir immer vor;
Und Dein Weinen, o ich kann's verstehen,
Weiß es, was Dein Vaterherz verlor.

Floß doch oft in freudigem Entzücken
Aus dem Munde Dir das Wort: „Mein Knab'
Wird mit Rosen mir das Alter schmücken,
Bald mir sein ein treuer, fester Stab."

Ach, zerbrochen ist der Stab! Da mußte
Wohl auch brechen Dir das arme Herz.
Wo ist Der, der sich zu fassen wußte,
Wenn ihn traf solch' namenloser Schmerz?

Dieses Schicksal aber mag Dich lehren:
Unter'm Monde herrschet kein Bestand.
Mag Gott noch so Vieles uns bescheeren,
Es verfliegt wie leichter Meeressand.

Wie des Schnitters festem Sensenschlage,
Reif, der Halm, der stärkste selbst erliegt:
Also, wenn erfüllt das Maaß der Tage,
Wird des Menschen Kraft vom Tod besiegt.

Wie der schönsten Blum' ein herbstlich Wehen
Schnell den bunten Blätterschmuck entreißt:
Also muß das Irdische vergehen,
Wenn der kalte Tod zum Grabe weist.

Aufwärts aber, weg vom düstern Grabe,
Richte, Freund, das tiefgesenkte Haupt.
Daß Dich Hoffnung auf ein Jenseits labe,
Auf ein Schau'n, nachdem Du treu geglaubt!

Deinem Sohne, reich an höhern Gaben,
War dr'um dieses Schauen früh bestimmt;
Bei den Engeln wollte Gott ihn haben,
Und er weiß, warum er giebt und nimmt.

Mag noch oft des Herzens Wunde bluten,
Dennoch füg' Dich willig dem Geschick!
Frühe ward die Seligkeit dem Guten,
Wünsch' ihn nicht in's Jammerthal zurück!

Laß ihn droben fröhlich Deiner warten!
Wandle ruhig, gläubig Deinen Pfad,
Der Dich durch den dunkeln Todtengarten
Führen wird an's himmlische Gestad'.

Der Büchermann und der Bauer.

Ein Gespräch.

Büchermann: Herbei, mein Bauersmann, herbei,
Mir Etwas abzukaufen!
Ich komm' mit Büchern allerlei
Aus ferner Stadt gelaufen.

Bauer: Mir fehlt zum Lesen Zeit und Geld;
Ich bin verbannt auf's Ackerfeld.

Büchermann: Wie, Zeit und Geld? ich kann's nicht glauben,
Was fangt ihr denn im Winter an?
Die Langeweile sich zu rauben,
Ist doch das Lesen wohl gethan.

Bauer: Ja wohl; ich habe manche Stunde
Am langen Winterabend frei,
Und höre gern aus And'rer Munde,
Was da und dort begegnet sei.

Da kam des Wegs geschritten
Ein Häuflein gewöhnlicher Leut',
Und dachten — obgleich's an Aeckern
Nicht mangelte weit und breit: —

„Die Wiese trägt ja für's Auge
„Viel' schmucke Blümelein,
„Die müßte für Haus und Küche
„Auch recht ergiebig sein."

Da wurde die blühende Wiese
Verheeret, abgemäht,
Gepflügt und umgegraben
Mit Kohl und Rüben besä't.

Doch wie sich die Leut' auch müh'ten,
Zu tilgen den Blumenflor:
Es schoß zwischen Kohl und Rüben
Stets wieder neu hervor.

Die Falter kamen wieder
Und singende Vögel dazu;
Das ward ein Schwirr'n und Singen
Wohl ohne Rast und Ruh.

Da haben die Leute „undankbar"
Gescholten das blühende Land
Und endlich dem Blühen und Singen
Verdrüßlich den Rücken gewandt.

Doch andere sind gekommen
Und kommen noch Stund' für Stund'
Und freu'n sich des Gesanges
Im blühenden Wiesengrund.

Weltmusik.

Das ganze Leben ist Musik,
Jedwede Handlung Not',
Doch, leider! Viele komponiren
Nur um ihr täglich Brot.

Da kanns denn auch nicht anders sein,
Daß Mancher pfuscht und stiehlt,
Der nicht in sich die Geisteskraft
Der bessern Seelen fühlt.

Der größte Meister der Ideen,
Ist Gott der Weltengeist,
Der seine besten Schüler oft
Zum Bettelstabe weist.

Warum er's thut, begreifen wir
In diesem Leben nie;
Doch einst wird jede Dissonanz
Zur schönsten Harmonie.

Harmonie.

In des Weltalls Pulsen schlägt
Eine große Harmonie,
Eine Nacht die alles regt,
Eine große Seele, die
Im Entstehen und Vergehn
Ewig gleich dein Geist wird sehn.

Mensch, du bist ein Theil der Welt;
Sei harmonisch, wie sie ist,
Daß du, wie es ihr gefällt,
Frei und doch ihr Schüler bist!
Hand in Hand mit der Natur
Wandelt man die schönste Spur.

Vergißmeinnicht.

In der Jugend rosigem Gewande,
Wandelt dort, an eines Baches Rande,
Froh des Hirtenthales schönstes Paar.
Manches Blümchen, daß der Lenz geboren,
Hat der Jüngling sich zum Kranz erkoren,
Schmückt damit des Mädchens Lockenhaar.

„Brich du, Holder, mir zum Liebespfande,
Jenes Blümchenpaar am Bachesrande!“
Bat des Mädchens Mund mit sanftem Ton.
Und der Jüngling eilt mit frohen Blicken,
Um das Blumenpfand am Bach zu pflücken,
Denn ihm lächelte der Minne Lohn.

Und er hat die Blümchen schon gefunden,
Sorgsam einen Strauß gewunden,
Eilt zurück zu seiner Schäferin.
Doch des Baches sanfter Wellenspiegel,
Oeffnet ihm des Todes schwarze Siegel,
Und er sinkt in seine Arme hin.

Matten Blickes, in der Todesstunde,
Ruft der Jüngling noch mit blaßem Munde:
„Holdes Mädchen, o vergiß mein nicht!“
Und das Mädchen ging in ihre Hütte,
Pflegt der Unschuld Kranz nach keuscher Sitte,
Und das Blümchen heißt Vergißmeinnicht.

Einer Braut an ihrem Geburtstage.

Heut, in diesen frohen Stunden,
Denk' in deine Kindheit dich zurück,
O sie sind so schnell verblüht, entschwunden
Jene Tage froher Kindheit Glück.

Einen Kuß weih' noch dem Angedenken
Jener schönen, goldnen Blüthezeit,
Eine Thräne ihrem Traum zu schenken,
Sei dir süße Pflicht der Dankbarkeit.

Fröhlich spieltest du mit andern Kleinen,
Fühltest hohe, kindlich reine Lust;
Wußtest nicht, warum so Manche weinen,
Keine Sorgen drückten deine Brust.

Heilig warten höh're Pflichten deiner,
O, erfülle alle redlich sie!
Und das Glück blüh' dir entgegen, reiner
Hatten es dann Sterbliche wohl nie.

Wie der Lenz die Flur mit Blumen schmücket,
Schmücke des Geliebten Leben du,
Und ein Gott, den Harmonie entzücket,
Führt euch so dem beſſ'ren Leben zu.

Auf das erste Blatt eines Stammbuches.

Wie diese glänzend weißen Blätter
Ein werthes Eigenthum Dir sind,
Das mit bedeutungsvoller Letter
An seiner Stirn den Dienst beginnt:
So bleibe jeder Tag Dir immer
Ein theures, wohlbewahrtes Gut,
Worauf mit unbeflecktem Schimmer
Der Blüthenschnee der Unschuld ruht.

Und wie auf diesen reinen Flächen
Nur Züge von geschätzter Hand
Zu Deinem Auge freundlich sprechen,
Wenn stumm gleich, doch im Geist erkannt:
So laß auch jeden Deiner Tage
Bezeichnet sein mit einer That,
Die bei des Herzens leiser Frage
Den Zeugen ihres Werthes hat.

Und wie des Buches äußre Hülle,
Sein goldgesticktes Ehrenkleid,
In sanfter, farbenreicher Fülle
Gefällig Deinen Sinn erfreut:
So sei durch einfach edle Zierde,
Durch Schmuck, den keine Regel lehrt,
Auch äußerlich die hohe Würde
Der Jungfrau still in Dir geehrt.

Dann wird das Christgeschenk der Schwester
Ein treu Symbol des Lebens Dir,
Dann widmen freudiger und fester
Sich Deinem Glück die Guten hier;
Dann wird Dein Anblick Lust und Freude
Im Himmel wie auf Erden sein,
Und meine Muse, treu dem Eide,
Noch manches schöne Lied dir weihn.

Du und ich.

Du bist der Bach, der helle,
Der unter Blumen träumt;
Ich bin des Giesbachs Welle
Der über Klippen schäumt;

Und wo sich im Gefilde
Die Bäche einen still,
Siehst du im schönsten Bilde,
Was dein Geliebter will;

Denn so wie unverkennbar
Dort wird aus zweien: Ein,
So wollen wir untrennbar
Für's ganze Leben sein!

Wie ein Blinder zu seinem Vortheile zur Verbreitung einer Schmähschrift benutzt wird.

Es wohnte gar verlassen ein Blinder zu Paris;
Sein Reichthum war ein Pudel, der ihm die Wege wies.
Einmal am späten Abend tappt er nach Haus zurück,
Da heißt ihn Einer folgen; es sei zu seinem Glück.
Der Blinde läßt sich leiten in ein entleg'nes Haus.
Hier spricht der Unbekannte so gegen ihn sich aus:
„Mein Freund, ich schreibe Bücher; doch nicht, daß ich mein Brot
Damit verdien'; ich habe zum Glück deß keine Noth.
Nein! meine Schriften sollen mich setzen in den Stand,
Den Dürftigen zu reichen hülfreiche Segenshand.
Nun, Freund, hab' ich so eben ein Schriftchen abgefaßt,
Das, um es feil zu bieten, vortrefflich für euch paßt.
Es steht darin das Leben des heiligen Bernhardus,
Das, wenn ihr's wohlfeil gebet, viel Absatz finden muß."
Dreihundert Exemplare gibt er dem blinden Mann,
Der Alles, was er löset, für sich behalten kann.
Und mit gerührtem Danke nimmt Dieß der Blinde an,
Und Jener führt ihn wieder auf die bekannte Bahn.
Schon Morgen nimmt der Blinde die Straßenecke ein,
Beginnt, aus vollem Halse unausgesetzt zu schrei'n:
„Kauft um vier Sous das Leben des heiligen Bernhardus!
Es kostet ja so wenig, und bringt euch viel Genuß."
So ruft der arme Blinde umsonst zwei Stunden lang;
Ihm wird um den gehofften Gewinn verzweifelt bang'.
Doch Einer stehet stille, und nimmt ein Exemplar,
Und reicht dafür aus Mitleid ihm einen Franken dar;
Durchblickt das Büchlein flüchtig, und sagt zu sich halblaut:
„Ei, ei! das ist nicht übel. Geht's Denen auf die Haut?"

Die Worte höret Einer, der in der Nähe steht;
Und alsobald das Büchlein er auch zu kaufen geht.
Und hurtig zeigt er's Andern, vom Inhalt überrascht,
Und Büchlein kaufen Alle in sonderbarer Hast.
Es war auf die Minister die beißendste Satyr';
Vom Heil'gen keine Sylbe, daher die Kaufbegier.
Und immer neue Käufer, bis nach geringer Frist
Die Zahl der Exemplare vollends vergriffen ist.
Und außer sich vor Freude, fängt der Verkäufer an
Sein baares Geld zu zählen; — doch wen seh'n wir
sich nah'n?
O weh! es ist ein Diener der strengen Polizei;
Der spricht zum blinden Manne, daß Dieß sein Auf-
trag sei:
Ihn eilends festzunehmen, zu führen vor's Verhör.
„Ach, wenn ich," denkt der Blinde, „nun gar mein
Geld verlör'!
Ich habe doch wahrhaftig mich keiner Schuld zu zeih'n,
Und hoff', die Herren werden Gehör der Unschuld leihn."
Es führet ihn der Häscher zum Commissarius,
Wo er von seinem Handel Bericht ertheilen muß,
Das thut er unbefangen, genau, getreu und wahr;
Und bald ist dem Verhöre des Blinden Unschuld klar.
Doch ist umsonst das Fragen, wer Der gewesen sei,
Der ihm das Büchlein schenkte; er spricht naiv und frei:
„Hab' ihn ja nicht gesehen, weiß auch die Wohnung nicht;
Die Stelle mir zu merken, gebrach es mir an Licht."
So ward er denn entlassen, doch mit dem ernsten Droh'n:
„Schließt nie mehr so Verträge, sonst folgt verdienter
Lohn!"
Der Blinde ging von dannen, laut segnend den Autor,
Der seinem armen Beutel so herrlich half empor.

Sind wir ja doch alle Brüder,
Nach dem heil'gen Wort des Herrn.
Segnend blickt er auf uns nieder,
Ob wir nahe oder fern.

Keinen liebt er mehr und minder,
Wenn wir seinen heil'gen Will'n
Nur als fromme, gute Kinder
Uns bemühen zu erfüll'n.

O gehorchet ihm doch immer,
Zeiget stets durch Wort und That,
Daß ihr, wie er fordert, nimmer
Wanket von der Liebe Pfad.

Dann wird wahrer Seelenfrieden
Eure trunk'ne Brust umweh'n,
Und es wird euch schon hienieden,
Wie dort ewig, wohlergeh'n.

J. B.

An Jakob Birrer.

Von einem Freund hab' ich vernommen,
Der hier in Wildbad angekommen,
Des Augenlichts ist er beraubt,
Wohl Dem, der nicht sieht und doch glaubt.

In dem bedauernswerthen Stande
Reis't er hieher vom Schweizerlande,
Von Land zu Land, von Stadt zu Stadt
Er dennoch gute Gönner hat.

Der Freund ist dennoch froh und heiter,
Ein treuer Hund ist sein Begleiter,
Er leitet ihn durch Stadt und Land,
Weit mehr als eines Freundes Hand.

O möchte er in Wildbad's Gründen
Viel Abnahm' seiner Bücher finden;
Er möge sich des Lebens freu'n
Und Gott mög' sein Beschützer sein.

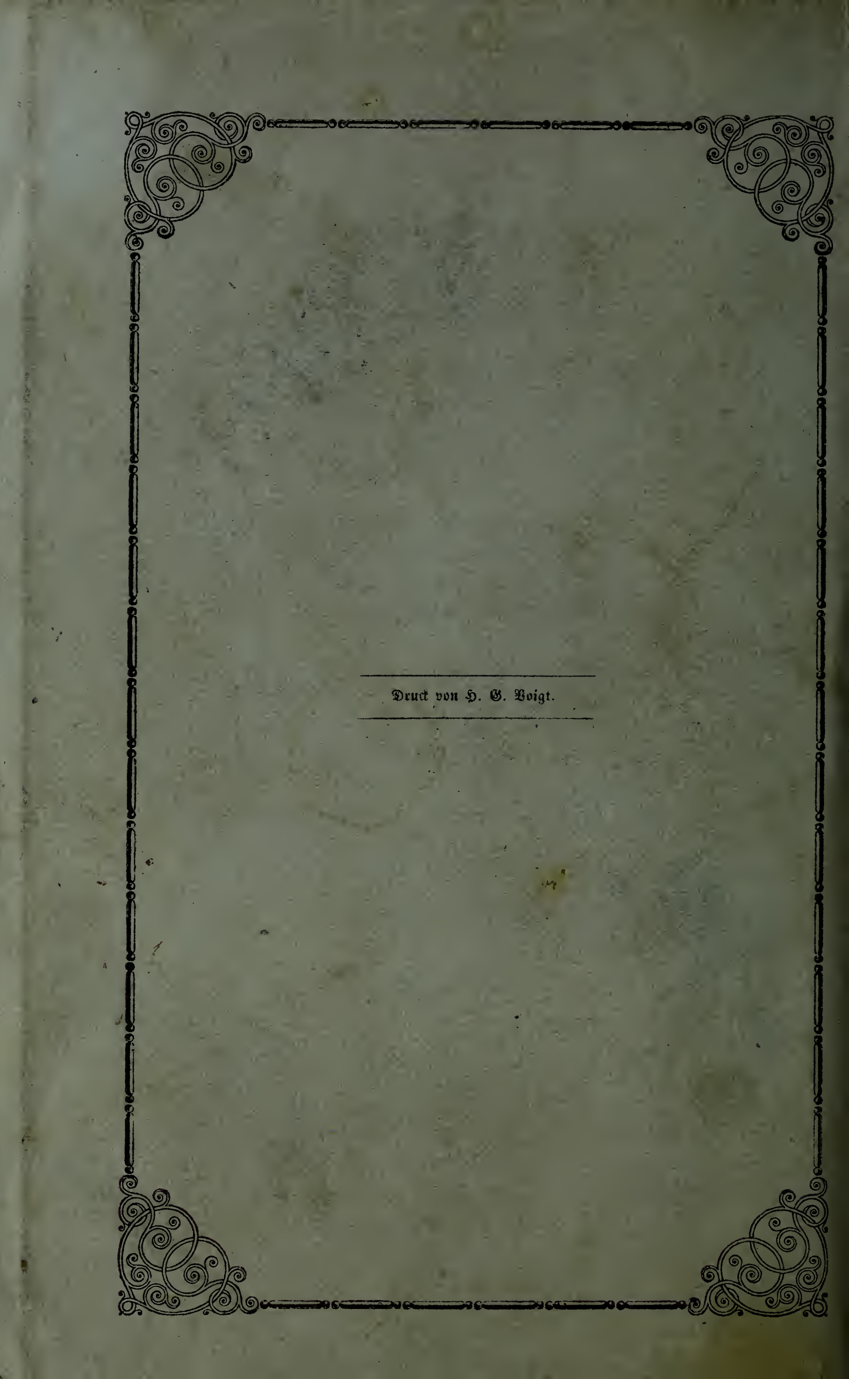
Ich hatte viele frohe Stunden
Als ich den treuen Freund gefunden,
Sein Frohsinn hat mein Herz erfreut;
Welch' eine angenehme Zeit!

Ja, unsre Finsterniß wird schwinden!
O welch ein Trost! Dort bricht dem Blinden
In jenem wahren Kanaan
Ein ewig heller Morgen an.

Wildbad, den 20. August 1844.

Von seinem Freunde
Jakob Friedrich Reichert,
aus Calw, Gelegenheitsdichter in Wildbad.





Druck von H. G. Voigt.